

Hermannstädter Zeitung

vereinigt mit dem

Siebenbürger Boten.

Verkauf:
 werden in der Administration dieses Blattes (Wintergasse 9) angenommen;
 ferner bei den Annoncen-Expeditoren: in **Budapest:** Haasenstein & Vogler, A. V. Goldberger; in **Wien:** A. Oepplik, Haasenstein & Vogler, Rudolf Mosse, M. Dukas, M. Stern, H. Schallek, J. Daubeberg; in **Berlin:** Haasenstein & Vogler; in **Frankfurt a. M.:** Haasenstein & Vogler, G. L. Dabbe & Co.

Insertionspreis:
 Der Raum einer einpaligen Carmondzeile kostet beim einmaligen Einrücken 7 kr., das zweite Mal 6 kr., das dritte Mal 5 kr. 5 H., expl. der Stempelgebühr 2 B. 1/2

Er scheint mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage täglich.
Pränumerationspreis:
 in **Loos:**
 Ganzjährig 10 fl. — fr.
 Halbjährig 5 „ — „
 Vierteljährig 2 „ 50 „
 Monatlich — „ 85 „
 Mit Zustellung in's Haus, monatlich 1 „ — „
 Einzelne Nummern 5 fr.
Mit Postverendung
 in **Loos:**
 Ganzjährig 11 fl. — fr.
 Halbjährig 5 „ 50 „
 Vierteljährig 2 „ 50 „
 in **Ausland:**
 Ganzjährig 12 fl. — fr.
 Vierteljährig 3 „ 50 „
 für die Expedition verantwortlich:
Adolf Rassenberger.
 Manuscripte werden nicht zurückgeschickt; unentgeltliche Briefe nicht angenommen.

Abonnements-Bureaus: In **Mediasch** bei J. Hadriah's Erben, Buchhandlung; in **Stak-Rogoz** bei Herrn A. Dangiel, Kaufmann; in **Grass** bei Herrn J. F. Leonhardt, Kaufmann; in **Stahles** bei Herrn Jos. Wagner, Kaufmann; in **St. Michael** bei Herrn L. Kurovsky, Kaufmann, Schmiegelgasse Nr. 17, wofür die Abonnements-Beiträge franco erbeten werden.
 J. Stein, Buchhändler; in **St. Peter** bei Herrn M. Haupt, Buchhändler; in **Krasnaki** bei Herrn Heinrich Zaidner, Buchhändler; in **Loos**, Unterstadt, bei Herrn L. Kurovsky, Kaufmann, Schmiegelgasse Nr. 17, wofür die Abonnements-Beiträge franco erbeten werden.

N^o. 301. Hermannstadt, Montag den 24. December 1888. 104. Jahrgang.

Der Christ-Feiertage wegen erscheint das nächste Blatt Donnerstag (27. December).

„Friede auf Erden.“

Dieser göttliche Ruf wiederholt sich jährlich. Alljährlich ruft uns der Engel: „Friede auf Erden“; alljährlich will uns das beseligende Weihnachtsfest „den Menschen ein Wohlgefallen“ schaffen. Aber die Menschen finden kein Wohlgefallen an dieser schönen Welt, und der Friede auf Erden hat uns Siebenbürger, uns Sachsen schon lange nicht mehr beglückt.

Warum ist uns das Verständnis von der Heiligkeit des menschlichen Daseins, warum ist uns die Zufriedenheit unseres Gemüthes, die willige Ergebung in die göttliche Leitung der Welt abhanden gekommen? warum empfangen wir den Engel, der uns alljährlich den Frieden anbietet, nicht, wie in früheren Jahren mit gläubigem und freudigem Gemüthe? warum halten wir ihn nicht fest an seinem weiten, flatternden Mantel? warum begnügen wir uns nicht mit Dem, was uns vom Himmel kommt?

Unsere Wünsche, unsere Hoffnungen streifen seit Jahren an das Unerreichbare. Wir suchen ihre Verwirklichung seit Jahren dort, von wo sie nicht zu haben ist. Unsere Gedanken, unsere Blicke weilen nicht bei den thatsächlichen Verhältnissen. Diese lassen unsere Herzen kalt, denn wir haben uns gewöhnt, dieselben als etwas Fremdes, als etwas uns nicht Gehöriges zu betrachten.

Wir vergessen aber dabei, daß wir den Verhältnissen gehören; daß diese um unsere Anerkennung nicht buhlen; daß sie nicht von uns geschaffen werden, sondern da sind auch gegen unsern Willen.

Wir vergessen, daß indem unsere Blicke am Himmel hängen, wir auf der Erde an jede Ecke auflösen, über jeden Maulwurfsbügel stolpern, wenn nicht fallen.

Wir vergessen, daß je bitter wir uns anstoßen, um desto mehr Heulen unser Körper trägt, und daß wir auch so hart fallen können, daß wir uns nicht mehr zu erheben vermögen.

Wir vergessen, daß wir immer fremder werden in unserer Heimat und die Fähigkeit mit jedem Tage mehr verlieren, dem angeblichen Ungemache dieser Welt jene Kraft entgegenzusetzen, welche uns vor dem Zermalmwerden allein beschützen kann.

Wir vergessen, daß ein kluger Mann, eine vernünftige Creatur niemals das Unmögliche erreichen wollen darf.

Wer nicht mitgeht, bleibt zurück. Wer auf den vorbeisauenden Wagen nicht wagt, seinen Fuß zu setzen, der muß eben — fürdass gehen und wird eben zu spät an's Ziel gelangen, — wenn er es überhaupt jemals erreicht.

„Friede auf Erden.“
 Wir entbehren diesen Frieden seit vielen Jahren.
 Warum wohl?

Unsere Jugend ist erwachsen, — sie hat den „Frieden auf Erden“ nicht kennen gelernt.

Aber kennt sie wohl die Ursachen zum Kriege, den wir innerhalb dieser langen Jahre geführt haben? und welcher unter uns könnte diese

Ursachen wohl angeben? und welcher unter uns trägt wohl das Bewußtsein in seinem Bufen, daß die von ihm angeführten Ursachen von seinen Zuhörern werden richtig befunden werden?

Unsere Erwählten haben gesprochen. Aber welcher unter ihnen war der Dolmetsch unserer Gedanken, unserer Gefühle, unserer Ansichten?

Der Eine schüttelte seine Toga, und Friede meinte er zu geben. Die Toga des Andern gab den Krieg. Was verbargen die Andern in den Falten ihrer Kleider? Und welchen Wiederhall weckte der Eine, weckte der Andere in uns, in seinen Wählern, im Volk, das des schweren Lebens erdrückende Mühen auf seinen erschöpfenden Schultern trägt?

„Friede auf Erden.“

Bevor wir recht wußten, was der Friede bedeuten sollte und was den Friedensworten folgen würde, erscholl die Kriegstrompete des Andern und der Friede entfloß, bevor er die Erde berührt und die Menschen beruhigt hätte. Wir stehen schauernd am Wege des Lebens und fragen bang: wann kommt das Wohlgefallen? Wir hörten zu, wie sich die beiden Apoktel eines Volkes gegenseitig zerfleischten. Aber wir begriffen nicht, wie ein Ziel auf so verschiedenen Wegen erreicht werden sollte, und nur das Eine wurde uns klar, daß der eine Weg der falsche sein mußte, der uns immer weiter abführe von jenem Ziele, den unsere Herzen sich ersahnten. Wir wurden überzeugt, daß nur der eine Apoktel die wahre Lehre predigt. Aber welcher Apoktel ist der wahre?

Die Zuhörer des Einen schlossen sich diesem an, die Getreuen des Andern hielten sich an diesen. Und doch sind diese Zuhörer und diese Getreuen Brüder, Söhne einer Mutter, Sprossen eines Vaters. Und doch wollen sie Eines, Eines und dasselbe: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen.

Wissen denn wohl unsere Erwählten, was sie wollen? Und wissen sie, was wir wollen?

Wir verlieren bestimmt immer mehr und mehr das Verständnis dafür, was sie wollen. Aus ihren Thaten können wir nicht folgern, daß sie mit uns, mit dem Volke, mit ihren Wählern, mit unseren Fühlen und Denken, mit unserm Sinnen und Trachten in Verbindung stehen. Wir sehen, daß Jahr auf Jahr vergeht, ohne daß sie uns den Frieden in uns und außer uns bringen. Welle auf Welle verwaucht, verwaucht immer mehr des Bodens, auf den wir das Gebäude unserer Wünsche und Hoffnungen errichtet, aber das Schiff mit der Friedensstaube kommt noch immer nicht in unsern Gesichtskreis. Wie lange und worauf sollen wir noch warten?

Dieserjenige, von denen wir den Frieden erwarten, leben mit sich und mit ihrer Welt im Unfrieden. Wie soll uns von ihnen der Friede kommen, der dort nicht zu Hause ist? Nichts thun sie, und haben nichts gethan für uns, die sie zu vertreten gelobt haben. Was sie thun, gethan, das geschah für sie selber, für ihre Person, für ihre Eitelkeit; wir waren nur der Deckmantel für ihre Blößen. Sie sitzen am saufenden Wechsell der Zeit, und haben noch nicht gelernt, den Gang seiner Fäden zu kennen, seine treibende Kraft zu empfinden. Sie warten auf das Erlahmen dieser Kraft und betrüben sich und uns mit einer Zukunft,

welche niemals mehr kommen kann, weil ihre Zeit schon vergangen ist. Sie haschen nach Fäden, die nicht sind, und suchen nach Pfaden, welche wir niemals wandeln können und werden, selbst wenn sie gefunden werden sollten, woran sie, wenn sie Verstand haben, selber nicht glauben dürfen.

Auf die bisherige Weise, auf den jetzigen Wegen finden wir den Frieden nicht. Wohlan denn: wenn unsere Erwählten nicht den Muth haben, ihre Weise zu ändern, nicht das Gesicht, den richtigen Weg zu finden; zeigen wir ihnen und der Welt, daß wir Frieden haben wollen, Frieden in uns, Frieden in unserer Gemeindeg, Frieden in unserem Lande, Frieden mit Jedermann, Frieden um jeden Preis.

Der ewige Krieg unter uns und außer uns lähmt unsern Muth, zerschüttert unsere Kraft, verwildert unsere Sitten, vernichtet unsere Vergangenheit und Zukunft, verzehrt unsere Schätze, trägt uns das Dach vom Hause ab und raubt uns das Gleichgewicht unserer Seele, ohne uns auch nur die Hoffnung zu lassen, daß wir den Frieden, um den wir doch alleine zu kämpfen meinten — sehen werden.

Kommen wir zurück auf das Bewußtsein, daß wir Brüder sind, Söhne einer Mutter, die unter sich wenigstens Frieden halten müssen, wenn sie den Frieden von Andern erwarten. Fühlen wir weiter wie ehedem, daß wenn wir unter uns nicht Frieden halten können, derselbe uns von außen nicht geboten werden kann. Wissen wir wieder, daß wir nur im Frieden in uns und unter uns stark sein können.

Kommen wir zurück auf unsere Tugend, nichts zu sein, als ein fleißiges, friedensbedürftiges Volk, nichts zu wünschen, als Friede mit unserm Nachbar und mit uns. Sehen wir wieder nach jenen Schätzen, die wir gepflegt haben früher und die uns den Ruhm gesichert haben, eine feste Stütze zu sein der Ordnung und des Vaterlandes.

Und alles Andere wird uns von selbst zufallen. Es gibt keine Gewalt auf Erden, welche ein fleißiges, nüchternes, einziges Volk vernichten könnte, und kein Glück, welches durch Haber und Krieg ohne Ende erreicht und behalten werden kann.

Die Weihnachtsglocke verkündet uns die Geburt des Weltheilandes.

Möge ihr Klang den Heiland, den Seligmacher, in uns geboren werden lassen. Möge Jeder von uns hören die himmlische Botschaft: „Friede auf Erden“ und Niemandem fehlen der Glaube, die Glocke bedeute:

„Den Menschen ein Wohlgefallen.“

Weihnachten.

In das verwirrende Geräusch des Alltagslebens, in das Losen und Toben der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Kämpfe klingt ein froher Freudenruf herein. Die Glocken laden zur Einker, von den Weihnachtsbäumen strömt erquickender Duft und beseligender Glanz durch Hütten und Paläste, und die alte heilige Botschaft von der Brüderlichkeit und Gotteskindschaft aller Menschen wird auf Stunden und Tage zu froher Wirklichkeit.

Wie einfach sind doch bei aller Mannigfaltigkeit der Gaben die Mittel, mit denen der Weihnachtsmann seine Triumphe feiert! Wie wenig gehört doch dazu, um wahrhafte Weihnachtsfreude zu spenden und zu empfangen! Wie jugendfrisch wirkt noch heute der Zauber dieses

Umgebung war dem Auge so anmuthig als möglich dargebracht, und es bedurfte dieser kleinen Kunstmittel wohl bei einem großen Theil der Kranken, welche sich oft nur widerwillig aus ihrer Ruhe auferafft hatten, um der Hausordnung zufolge sich rechtzeitig im Saale einzufinden; die mit gar geringem Appetit am liebsten wohl ganz auf die Maße des Speisens verzichtet hätten, nun aber unter den Augen des Arztes und durch das Beispiel Anderer angeregt, doch sich möglichst bemühten, dem schwächlichen Körper die nöthige Nahrung zuzuführen.

So saßen sie jetzt, eng aneinandergescharrt, in langen Reihen die Tafel entlang, all' die Kranken und Glenden, deren trauriges Geschick sie hier in diesem Hause zusammengeführt; meist abgezehrt, bleiche Gesichter jeglichen Alters, Standes und Geschlechtes, alle aber unsichtbar mit einander verbunden durch jene traurige Sympathie, welche das gemeinsame Leiden in ihnen erzeugt.

Am obern Ende der Tafel hatte der Arzt mit seiner Gattin, einer trotz ihres vorgehenden Alters noch schönen Frau, deren Erscheinung selbst am wohlthuend von der ihrer Gäste abfiel, gewöhnlich seinen Sitz. Heute aber saßen sich der sonst so pünktliche Mann verzögert zu haben, und bereits war die Suppe abgetragen, da erschien er endlich unter der Pforte, eine alte, sehr vornehm aussehende Dame, welche in tiefste Trauer gekleidet war, am Arme führend. Den beiden folgte eine Dienerin mittleren Alters, welche auf ihren kräftigen Armen ein etwa achtjähriges Kind, in schneeweisse, duftige Stoffe gehüllt, trug.

So sehr die Augen hier täglich an den Anblick mannigfaltigen Elends gewöhnt waren, bei der rührend traurigen Erscheinung des zarten, schönen Mädchens, dessen süßes Kindergeächeln einen solch' unglücklich schmerzlichen Ausdruck zeigte, das so vollständig farblos in den Armen der Wärterin ruhte und Arme und Hüfte in völlig lebloser Schlafheit herabhängend lag, füllte sich doch manches Herz zu tiefstem Mitleide bewegt, und Aller Blicke hingen an der neuen kleinen Patientin.

Diese nahm der Arzt jetzt selbst der Wärterin von den Armen, um sie in der Nähe seines Sitzes auf ein Kinderfüßchen niederzulassen, und während er dies mit der zarten Sorglichkeit vornahm, die ihm seinen

Feuilleton.

Auf Irrfahrten zum Ziel.

Novelle von Marie Veeg.

(Original-Feuilleton der „Hermannstädter Zeitung“.)

I. Abtheilung.

Kinderfreundschaft.

Sie war so sonnig und klar diese Kinderfreundschaft, wie der goldene Frühlingstag, an welchem sie geschlossen worden, und weder der traurige Ort, an dem dies geschah, noch all' das Elend rings umher war im Stande, einen Schatten darauf zu werfen.

Da dehnte sich am südlichen Ende einer ansehnlichen Stadt ein großes, langes Gebäude aus, das von einem weiten parkartigen Garten begrenzt war. Alle die Bäume, welche draußen auf den grünen Zweigen ihre lustigen Liedchen sangen, ahnten wohl nicht, welch' kummerbeladenem Publikum dieselben erkanteten, denn was wußten die gottbegnadeten Sänger von Krankheit, Siechtum und menschlichem Elend, das Alles hinter den Mauern dieser Heilstätte verborgen war?

Und doch hatte dies Haus seit einer sehr langen Reihe von Jahren den Aufnahmestort vieler Kranken und Elenden gebildet, obgleich es eigentlich zu einem viel fröhlicheren Zweck erbaut worden war. Dies war in früheren Zeiten gewesen, als die Stadt noch den Ruf sehr renommirter Heilquellen besaß und alljährlich den Sammelpunkt eines Badepublicums von geradezu kosmopolitischer Ausdehnung bildete. Da waren von der benachbarten Residenz die Bewohner als Vergnügungsgäste auch in Massen zugeströmt und hatten sich in den hochgelegenen, großartigen Restaurants und Vergnügungsgärten Kenzypous gegeben, und in der prachtvollen Curhalle spielte sich bei den Tönen der Regimentsmusik das bewegteste Leben und Treiben ab.

Aber Niemand wußte, wie es eigentlich kam; plötzlich war der Ort aus der Mode gekommen; man schrieb den Heilquellen keine besondere Kraft mehr zu, die Fremden aus aller Herren Länder blieben aus, und die nahen Residenzbewohner fanden es auch einmal nicht mehr „chic“, nach C. zu pilgern und sich in den großartigen Badeanlagen der Stadt zu vergnügen. Dere und verlassen stand die weite Curhalle, trotzdem die Weisen der Musik täglich noch unverbrochen erkanteten; unbesucht blieben die prächtigen Hotels und prachtvollen Gartenanlagen, und nur einige der früher renommirten Heilanstalten behielten ihren wohlverdienten Ruf und alte Anziehungskraft bei. So hatte die Stadt binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit ein durchaus verändertes Ansehen bekommen, und anstatt eines lebenslustigen, fröhlichen Badepublicums, das aus nah und fern herbeiströmte, recrutirten sich die Fremden jetzt beinahe ausschließlich aus schwerer Kranken und Leidenden aller Art, welche in den verschiedenen Heilstätten Geneiung zu suchen betamen und theilweise auch fanden.

Das früher von einer hochgelegenen Gattin so eifrig besuchte Hotel Friedrich war im Laufe der Jahre auch zu einer Heilanstalt umgewandelt worden, deren jetziger Besitzer, Dr. Helfrich, eines hochrenommirten Rufes als Nervenarzt genoss.

Die große schöne Terrasse, auf welcher sonst nur Lust und Fröhlichkeit zu herrschen schienen, bot jetzt nur zu oft das traurigste Bild von menschlichem Elend und Siechtum dar; statt der eleganten Gartenstühle standen Krankenstühle und Tragbahnen in der Runde, statt der lebenslustigen Besucher sah man nur abgezehrt, traurige Gestalten, welche matt in Kissen zurückgelehnt lagen, Andere, die schwerfällig an Krücken oder am Arm der Wärter umherhinkten.

Dennoch aber ist kein Ort so traurig — ein Stückchen vom Sonnenchein des Lebens vermochte doch tröstlich hineinzuzaubern und ein solch' echtes, rechtes Stückchen Sonnenschein war die Freundschaft, welche gleich einer duftigen Blume hier diesem düsteren Boden entpöß.

Die Mittagsglocke hatte zum drittenmale gekantet, und von allen Seiten strömten die Gäste nach dem großen Speisesaal, wofür eine hübsch gezeigte Tafel freundlich zum Mahle einlud. Alles in der ganzen

en Fests, das allen Wandlungen der Cultur, allen Veränderungen...

Ja, wenn wir uns an der Hand des Weihnachtsfestes in längst...

Das auch heute trotz so vieler lichtvoller Strömungen der...

Wie ein gespenstlicher Schatten ragt diese Kriegesfurche, ganz wie...

Wenn im grauen Altertume übermüthige Conjuren und Cäsaren...

In unseren hochcultivirten Zeiten haben die Völker Rechte und Frei...

Hinaus müssen? — Nein! Darin tritt eben der ganze Jammer...

In solch düsterem Geistesnebel stummern auch die Völker in dem...

Kranken gegenüber eigen war, sprach er ermutigenden Tones zu der alten...

„Ihre kleine Enkelin wird sich bald an die vielen fremden Gesichter...

„Wie? der Knabe hier ist auch ein Patient von Ihnen, Herr...

„Leider ja,“ war die erste, im flüsternden Ton gegebene Antwort...

„D Herr Doctor, auch hier ist nicht Alles, wie es sein sollte, und...

(Fortsetzung folgt.)

Bürgschaften einer besseren Zukunft aufzusuchen. Dieser Trost, diese...

Politische Uebersicht.

Hermannstadt, 23. December.

„Pester Lloyd“ bespricht an leitender Stelle die Programmrede des...

„Al“ diese Beschwerden, soweit sie berechtigt sind, auf ihre allge...

Die Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses wurde am 19. d...

Die „Nationalzeitung“ polemisiert gegen die „Politische Corre...

Der Verner Nationalrath und der Ständerath beschloffen übere...

Die „militärische Jagd“, welche der Präsident der französischen...

In der italienischen Kammer legte der Arbeitsminister den Geset...

Durch ein Gesetz wird die jährliche Beitragsleistung Auslands für...

Die Unterzeichnung der serbisch-türkischen Consular-Convention...

Die Mittheilung, daß auf Kreta wieder gegen den dortigen...

Das von Samoa in Ausland eingetroffene englische Kanonen-

Local- und Tagesnachrichten.

Hermannstadt, 24. December.

(Militärisches.) Se. k. und apostolische k. Majestät...

Transfirt wird: der Oberlieutenant Aurel Predovic,...

Mit Wartegebühr werden beurlaubt: der Hauptmann 2. Classe...

In den Ruhestand wird versetzt: der Oberlieutenant...

(Advance ment der Einjährig-Freiwilligen.)

Seine k. und apostolische k. Majestät geruhen allergnädigst zu ernennen...

in der Jägertruppe: die Reserve-Unterofficiere: Gerhard...

in der Cavallerie: die Reserve-Unterofficiere: Baron Karl...

in der Artillerie: die Reserve-Unterofficiere: Emil Mezgy,...

(Hof- und Personalnachrichten.) Am 20. d. fand...

Die italienische Hofe herrschte lebhafteste Befriedigung über ein...

(Ernennung.) Der k. ung. Justizminister hat den Rechts-

(Schweine-Einfuhr.) Der k. ung. Minister für Ackerbau,...

die finnigen der als ge... Wehnachte... In diesem... Nummer 2... dreimal... 50, 84 un... 29, 48, 56... je ein m... 52, 53, 54... in diesem... 7, 11, 12... 69, 71, 72... wurden als... Jahren wu... Infall de... zu über... mation un... achtungsbo... (Bastard... caro“ für... in D von... Gaale „B... des „P... Mitwirku... mit Orde... 5. „Der... 3. „Sont... Concert-... fert. „B... „Pur Du... fud von... In G... Tanztr... die beliebt... durch ihr... berechtigt... wohlverdi... unso gere... herrlichen... Die... Krobe fü... publicum... im vorlie... Blatte er... hiesigen... worden... im Alter... um 3 U... Ge... Johann... v. b... Januar... Zahlung... 3500 Ba... Aufgeld... heiter de... auf dem... wollen e... ist jetzt... Arbeit i... 15 Joh... Schichten... sowie als... Was ka... die Tpe... von den... 3500 Ba... Inverate... Almira... Bon der... Es heilt... Blase u... stein;... Warum... und Ho... directe... große... effernt... malen, ... der Gebe... losigkeit... krankha... positive... und re... Worte... wieder... beste... welche... lichen... Wenn

M. 3. 11949/1888.

[1012] 2-2

Rundmachung.

Samstag den 29. December l. J.,
Vormittags 9 Uhr, wird beim städtischen Wirthschaftsamt eine mündliche **Recitation zur Ueberführung des Brennholzes und der Sägeflöße** aus dem heutigen Jungewaldholtschlage in das städtische Holzmagazin, beziehungsweise die Schneidmühle im Jungewald abgehalten werden.

Die näheren Recitations- und Vertragsbedingungen können ebrda eingesehen werden und werden öffentliche schriftliche Offerte nur bis zum Beginn der mündlichen Recitation angenommen.

Hermannstadt, am 19. December 1888.

Der Magistrat.

Ein guter Rat

ist Goldes wert! Die Wahrheit dieser Worte lernt man besonders in Krankheitsfällen kennen und darum erhielt Richters Verlags-Anstalt die herzlichsten Dankschreiben für Ausendung des kleinen illustrierten Buches „Der Krankenfreund“. Wie die beigebrachten Berichte glücklich Geheilte beweisen, haben durch Befolgung der darin enthaltenen Ratschläge selbst noch solche Kranke Heilung gefunden, welche bereits alle Hoffnung aufgegeben hatten. Dies Buch, in welchem die Ergebnisse zwanzigjähriger Erfahrungen niedergelegt sind, verdient die ernsteste Beachtung eines jeden Kranken, gleichviel an welchem Uebel er leidet. Niemand sollte deshalb verkümmern mittelst Correspondenzkarte von Richters Verlags-Anstalt in Leipzig oder New-York, 310 Broadway, die 936. Aufl. des „Krankenfreund“ zu verlangen. Ausendung erfolgt kostenlos.

(908) 4-17

Geschäftslocal

grosser Ring Nr. 9 zu vermieten. Mit 1. April 1889, eventuell auch früher zu beziehen. [943] 2

Für **Weihnachts-Geschenke**
schöne, billige
Blumen- u. Feder-Cuffen

bei [1005] 2-2
Geschwister Wegmuth,
Heltauergasse Nr. 25, I. Stock.
Hermannstadt, den 18. December 1888.



J. Andel's
neu entdecktes
überseeisches Pulver

tödtet Wanzen, Flöhe, Schwaben, Schaben, Ruffen, Fliegen, Ameisen, Aeseln, Vogelmilben, überhaupt alle Insecten mit einer nahezu übernatürlichen Schnelligkeit und Sicherheit deraut, daß von der vorhandenen Insectenbrut gar keine Spur übrig bleibt.

Geht und billig zu haben in Prag in
J. ANDEL'S Droguerie,
13 „Zum schwarzen Hund“, Hufgasse 13.

In Hermannstadt: J. B. Misselbacher sen., Specerei-Gandlung; — in Reps: E. Wolff, Apoth.; — in Karlsburg: J. B. Misselbacher sen. (Filiale); — in Kronstadt: Eduard Kugler, Apotheker, Emil Porz; — in Schässburg: J. B. Misselbacher sen.; — in Broos: J. Graffius, Apotheker; — in Décs: Franz Nick; — in M.-Vasárhely: Daniel Bernády, Apoth.; — in Mediasch: Fritz Kremer; — in Nagy-Enyed: L. Molnár. [433] 8-12

Offert.

In Ermangelung eines verlässlichen Geschäftsführers sehe ich mich veranlaßt, mein gepachtetes **Schankregale in Vizakna,** eventuell auch einzeln, jedes Wirthshaus separat (vor 1. Januar 1886 waren von Seite der Stadt die 8 Wirthshäuser einzeln verpachtet) zu verpachten.

Zu diesem Zwecke lade ich Liebhaber für **Mittwoch den 2. Januar 1889, 10 Uhr** Vormittags, im **Magistrats-Sitzungs-Saale** in Vizakna mit Badium und Caution zur **Recitation aus freier Hand** ein.

Die Uebergabe der Pachtobjete an Pächter erfolgt am 5. Januar und kann oder können Pächter die vorräthigen Getränke und das Inventar zum bestvereinbarten Preise haben. [1010] 3-3

Näheres im Comptoir **grosser Ring.**
Hermannstadt, am 20. December 1888.

Josef Rosenblum.

Bur gef. Beachtung!

Erlaube mir, die geehrten Weintrinker aufmerksam zu machen, daß ich in meinem seit Jahren renommiten

Mönchhofkeller

einen **besonders guten Ohabaer Tischwein à Liter 40 kr.,** sowie einen sehr feinen „**Urmös-(Wermuth-)Wein**“ während der herannahenden Feiertage zapfe und bitte höflich um geneigten Zuspruch.

Schachtelungsloft
Ludwig Fronius.
[1014] 1-1

Behre mich, einem geehrten p. t. Publicum zur gefälligen Kenntnis zu bringen, daß ich mit dem **alleinigen Verkaufe** der in **16 Welt- und Landes-Ausstellungen** mit **Medaillen erster Classe** hinsichtlich der **guten Qualität** prämiirten

Tisch- und Dessert-Weine
der
Weinproducenten-Genossenschaft des Siebenbürger Keller-Vereines

für ten hiesigen Platz betraut wurde. Für die herannahenden Feiertage erlaube ich mir, auf diese **vorzüglichen Weine** besonders **aufmerksam** zu machen.

[1009] 3-3

Ludwig Fuchs,
Grosser Ring Nr. 20.

Elegante, dauerhafte und sichere
Christbaumständer
empfeht [1008] 2-2
Carl F. Jickeli,
Hermannstadt, Kleiner Ring.



Practische
Weihnachts- und Neujahrs-Geschenke
in feinsten Qualität
Glacé-, Hirsch-, Hunds- und englischen Kalbsleder-Handschuhen,
ferner in großer Auswahl
feine weiße Glacé-Ball-Handschuhe
zu den **billigsten Preisen**: 2 Knöpfe 1 fl., 3 Knöpfe 1 fl. 20 kr., 4 Knöpfe 1 fl. 30 kr.

G. Krigovszky & Neffe,
Handschuhmacher und Bandagist,
vis-à-vis dem „Hotel Neurhrer“.

[996] 3-3

Bittner's
CONIFEREN-SPRIT

fehlt in keiner Kranken- und Kinderstube, ist ein **Desinfections-mittel**, welches den berüchtlichen, unersäthlichen Waldgeruch und osonifirten Sauerstoff in das Zimmer bringt, ein unersäthliches Inhalationsmittel bei den Krankheiten der Luftwege und des Nervensystems; ein vorzügliches Präservativ als Mundwasser gegen die Leiden des Halses und des Rachens. Einzig und allein ist **Bittner's Coniferen-Sprit** beim Erzeuger
JUL. BITTNER,
Apotheker in Reichenau, N.-Oe.,



und durch die Apotheken zu beziehen. Preis einer Flasche Coniferen-Sprit 80 kr., 6 Flaschen 4 fl., eines Verflüchtungs-Apparates 40 kr., eines Patent-Verflüchtungs-Apparates fl. 1.50.

Warnung vor Fälschung.

[906] 2-12

Nachdem Bittner's Coniferen-Sprit in circa 3500 Laboratorien nachgeahmt wird, ist das p. t. Publicum ersucht, ausdrücklich Bittner's Coniferen-Sprit zu verlangen. Bestellungen, welche per Post einlangen, und zwar direct an Julius Bittner, Apotheker in Reichenau, gerichtet sind, werden schon im Betrage von 3 fl. aufwärts nach allen österr.-ungar. und deutschen Poststationen ohne Berechnung von Emballage und Porto franco versendet.

Reiche Auswahl in allen Sorten **Zucker-, Chocolate-, Glas- u. anderen Christbaum-Behängen** zu äußerst billigen Preisen.

Weihnachts-Ausstellung bei [990] 4

Lameta (Fäden zum Verzieren der Christbäume, in Gold, Silber und Kupfer).
Rausch- u. Schaumgold,
Christbaum-Schnee und -Flimmer.

Franz Jahn Söhne,
Hermannstadt,
Reisergasse Nr. 2
und
Kleiner Ring Nr. 31.

Grosse Niederlage von **Attrapen** und sonstigen **Jur-Stücken** für den **Weihnachts- und Sylvester-Abend.**

Feigen, Datteln, Wallnüsse,
große blaue und grüne spanische
Almeria-Weintrauben,
kleine
Batonn-Weihnachts-Aepfel.

Größte Auswahl in allen Sorten **Christbaum-Behängen** aus Zucker, Chocolate und Glas,
Christbaum-Behängen aus Mandel-, Haselnuss-, Chocolate- und Vanille-Bäckerei, zu äußerst billigen Preisen.

Christbaum-Engelshaar in Gold, Silber und bunten Farben,
Christbaum-Kerzen aus Stearin, Wachs und Ceresin,
Christbaum-Schnee- und -Flimmer,
Christbaum-Leuchter u. -Sterne,
Rausch- und Schaumgold,
Buntpapiere,
Fliegende Engel u. Paradiesvögel,
Liqueurstückchen aus Glas, zu äußerst billigen Preisen.

G. W. Grohmann,
Hermannstadt,
Heltauergasse Nr. **8.**
[1007] 3-3

Hafelnüsse, lange und runde,
Wallnüsse, Cocosnüsse, Pflaumen, bosnische, getrocknet,
Feigen und Datteln, Pomeranzen und Citroneu,
Malagatrauben und Krachmandeln, Salon-Bonbons und Confituren, zu äußerst billigen Preisen.

Bonbonnièren und **Attrapen** und sonstige **Jur-Sachen** für **Weihnachts- und Sylvester-Abend.** zu äußerst billigen Preisen.

Hierzu eine Beilage.

Schneerosen.

Eine Weihnachtsgeschichte von Manny Reker.

Es war ein schöner Wintertag. Die Sonne, welche mit ihrem freundlichen Lächeln die Erde beglückte, stand jetzt tief am westlichen Horizont, im herrlichsten Purpur sich badend. Weit hin fiel der feurige Schein über die Erde und gab der schneebedeckten Landschaft ein zauberisches Licht, das jeden Gegenstand wunderbar idealisirte.

In fröhlichster Stimmung kehrte eine kleine Gesellschaft vom See, welcher die östliche Seite der Stadt begrenzte, heim. Es waren lauter jugendlich blühende Gestalten, welche dem Eisport gebuhdig. Eine schlanke Blondine, unlegbar das schönste Mädchen des Kreises, befand sich in eifriger Conversation mit einem Officier, doch mochte das Gesprächsthema ihr nicht gefallen, denn plötzlich warf sie pikirt das zierliche Köpfchen in den Nacken und rief in wegwerfendem Ton: „Zimmer wieder meine Toilette! Das wird langweilig.“

Der Lieutenant lächelte trotz ihres Aergers sehr selbstbewußt. „Ei, ei, gnädiges Fräulein, soll heißen — ah, — meine Gesellschaft, ist Ihnen, Pardou, Sie scherzen, nicht wahr? Aber auf Ehre, Ihr Costüm famos — dieser dunkelblaue velour“ —

„Genug und übergenug“, wehrte die stolze Schöne und hielt den zierlichen Pelzknopf an's Ohr. „Sie sind unverbesserlich, Herr von Kollwitz“, sie wollte sich von ihm abwenden und wagte es doch nicht, denn hinter sich hörte sie einen Schritt, den sie sehr wohl kannte, den sie oft an ihrer Seite gehabt und gern gehabt, und dem sie jetzt enteilen wollte, warum? weil der Besizer desselben ihre Eitelkeit eben in der Beziehung verlegt, in welcher der schneidige Lieutenant des Guten gerade zu viel that. Ihr neues Costüm, auf das sie sich so gestreut, verdiente doch ein kleines Wörtchen der Anerkennung, sie konnte das von ihm erwarten, von ihm, dem sie in letzter Zeit so sehr ihre Gunst geschenkt. Wachte er diese Gunst so gering zu schätzen, daß ihm die Einjamkeit, die er heute so geflissentlich gesucht, lieber war, als ihre Nähe. Gut, sie konnte ihn entbehren, sie hatte ihn das fühlen lassen, als er zu spät ihr seine Aufmerksamkeit zuwandte. Rascher schritt sie weiter, so daß der Lieutenant kaum zu folgen vermochte. Bald stand die kleine Gesellschaft vor dem Hause des Doctor Brandes, ihres Vaters, und sammelte sich, Abschied zu nehmen, um sie.

Nach allen Anderen trat ein Herr an sie heran und reichte ihr mit stummer Verbeugung ein Paar Schlittschuhe, ein Blick traf sie dabei aus den dunklen Augen desselben, welcher sie so verwirrte, daß sie, das alleszeit schlagfertige Mädchen, kaum einen kurzen Dank zu lächeln vermochte; schon wollte sie die Hand erheben, um an der Hausthür zu klingeln, als seine Stimme halb verschleiert bat: „Fräulein Brandes, wollen Sie dieses Sträußchen Ihrer Tante bringen?“

Lilli wandte sich halb ärgerlich zurück: „Meiner Tante? für meine alte Tante haben Sie die Blümchen so mühsam gesammelt“, wollte sie halb befriedigt, halb beleidigt hinzufügen, doch seine Stimme machte sie schweigen.

„Ja, Ihrer Tante, sie liebt diese Blumen. Sie wird Ihnen vielleicht eine kleine Geschichte dazu erzählen, wenn Sie darum bitten. Wollen Sie das thun, Fräulein Lilli? Ich bitte Sie herzlich darum.“

Er hatte ihr die Hand gereicht. Er hatte ihre Hand fest und innig gedrückt und war dann weiter gegangen, und sie stand noch eine ganze Weile vor der Hausthür und blickte dem Enteilenden nach, doch plötzlich warf sie das Köpfchen zurück, daß die blonden Locken lang in den Nacken rollten und das zierliche blaue Barett mit der Pelzverbrämung Gefahr lief, ihnen nachzurollen.

„Abscheulich, der Tante soll ich sie bringen, thu' ich's denn? Warum thu' ich's? Soll ich sie fortwerfen?“

Sie that es aber nicht, sondern betrachtete vielmehr das zierliche Sträußchen mit kaum verdecktem Wohlgefallen, indem sie die teppichbelegte Treppe des eleganten Hauses hinauf eilte.

Es war ein urgemüthliches Zimmer, welches Tante Ulrike ihr Heim getauft, nicht hykoll freilich, wie man das heututage verlangt. Da gab es keine altdeutschen Truhen und Schränke mit messingnenen Schließern und Gehängen, keine hohen, eichenen Stühle mit steifen Rückenlehnen und doch stammten alle Möbel aus der guten alten Zeit, da Tante Ulrikens schneeweisse Haare sich goldig gewellt, wo die vielen Falten und Fältchen, welche das Alter gebietend aufzwingt, noch ungekannte Gäste gewesen. Man sah dem rotzgebäumten Sammt der bequemen Sessel wohl an, daß manches Jahr an ihnen vorübergeglitt, doch beintragliche das ihren Werth durchaus nicht, vorzüglich in den Augen ihrer Herrin.

Es ruhte sich hier so wohl nach vollbrachtem Tagewerk. Klein und zierlich war Alles, ringsumher von Nippspüßchen auf der hohen Commode bis zur ausgehöhlten Silhouette, welche an der Wand gerade über dem Nähtischchen der alten Dame hing, und was für ein Tischchen war das erst! Eine Welt der Wunder enthielt es für Lilli von Jugend auf. Der Reliquienschein eines alten Mädchens. Es war verschlossen, eine schneeweisse Decke lag darüber gebreitet und selten, sehr selten nur öffneten die welfen Hände das Schloß und unter den weißen Haaren kam dann die Erinnerung an längst vergangene Zeiten.

Trotz ihres Alters war die Tante noch immer die Seele des brüderlichen Haushaltes.

Als ein Jahr nach Lilli's Geburt Doctor Brandes, ihr einziger, bedeutend jüngerer Bruder, die heißgeliebte Gattin verlor, da hatte sie sich entschlossen, ihre stille traute Häuslichkeit in dem kleinen Heimatsdörfchen aufzugeben, um sich an die Spitze seines Haushaltes in der großen Stadt zu stellen.

Das war ein schwerer Schritt gewesen, war sie doch so innig mit ihrem ganzen Sein der Heimat verwachsen, aber sie hatte dem Bruder das verödete Haus wieder lieb und werth gemacht und sein einziges Kind, seine Lilli, nach bestem Ermeßen erzogen.

Viel zu sorgen hatte es heute für die Tante gegeben. Das Weihnachtsfest war vor der Thür und manche Hand erwartete zu demselben Füllung von ihr, vor Allem natürlich ihr Herzenstind, ihre Lilli.

Gerade hatten die stinken Hände ein Paar kunstvoll gestrickte Strümpfe vollendet, als sie die heimkehrende Gesellschaft vernahm. Neugierig bog sie die dunkeln Eyenblätter, welche das Fenster überflutheten, auseinander und blickte hinaus. Zu sehen war nicht viel, aber die scharfe Stimme des Vientenants drang zu ihr hinauf. Aergertlich schüttelte sie den Kopf, dann machte sie sich's in ihrer Sophaecke bequem und holte sich eine neue Arbeit hervor. Es war den kleinen, welfen Händen immer noch unmöglich, müßig im Schooße zu ruhen. Sie wußte ja, lange währte es nicht, bis das Kind kam und ihr vom gehaltenen Vergnügen erzählte und schwachte, und sie hörte das so gern. Es zauberte ihr die eigene Jugend zurück. Die Jugend — sie seufzte.

Da klopfte es wirklich schon und ohne Antwort zu erwarten, flog der Liebling herein!

„Tante Ulrike, sieh' nur, sieh', was ich Dir mitgebracht. Schneerosen sind's, ein ganzes Bouquet! Das hat Herr Raden für Dich gepflückt. Er macht Dir die Cour, Tanten, ach, es ist so spaßig!“

Sie lachte so drollig und laut, daß der Canarienvogel im verhängten Bauer aus dem Schlaf erwachte und mit lautem Getriller einstimmt, doch währte die Fröhlichkeit nicht lange.

„Weißt Du, Tanten“, begann sie mit kaum verhehltem Aergers, „eigentlich kann ich mich doch über ihn ärgern, den ganzen Nachmittag nur Blumen für Dich zu suchen und — gar nicht zu bemerken, daß ich mein neues Costüm eigentlich seinetwegen — angelegt, das ist doch sehr unliebendwürdig.“

„Aber Kind“ — Tante Ulrikens seine Stimme drang nicht durch. „Du und der Papa, auch Ihr findet Alles herrlich und vollkommen an ihm, mir gefällt er aber gar nicht. Schulmeister möchte er mich

immer zu. Da ist ja der Lieutenant viel liebenswürdiger, obgleich der mir im Grunde auch nicht gefällt.“

„Ein Ged' ist er, Lilli, ein Ged', hüte Dich, Kind, oh — prüfe Dein Herz, Du könntest die Liebe sonst verschmerzen, wie ich.“ Die arme kleine Tante war hoch erregt geworden.

Lilli überhörte den halb laut gesprochenen Schluß und entgegnete lebhaft: „Das ist es wohl, aber — doch weißt Du, was mir Dein Herr Raden noch gesagt? Ich möchte Dich um eine Geschichte bitten, um eine Geschichte, die mit den Blumen zusammenhängt.“

„Eine Geschichte?“ wiederholte die Tante mechanisch, und ihre sonst noch so lebhaften Augen, welche träumerisch das zierliche Sträußchen in ihrer Hand betrachtete, nahmen einen fesselnden Glanz an. „Er hat Recht, eine Geschichte aus alter Zeit. Ich hatte sie fast vergessen, vergessen, daß ich schon ein solches Sträußchen geschenkt bekommen, auch um die Weihnachtszeit. Wie lange das her ist. Sie nickte mit dem Kopfe dem Wilde zu, das über ihrem Nähtisch hing.

Erstaunt verfolgte Lilli ihr Thun und in ihr dämmerte eine Ahnung, daß auch die gute alte Tante Ulrike einst jung und schön, gefeiert und geliebt gewesen, gerade wie sie, fessam, daß sie nie bisher daran gedacht, nie davon gehört. Sie wollte es erfahren.

Zärtlich umschlang sie die Tante und das Köpfchen an deren Schulter schmiegend, bat sie in einem Ton, dem dieselbe noch nie widerstanden: „Erzähle, bitte, erzähle von Deiner Jugend, von den anderen Schneerosen, bitte Herzenstantchen?“

Und mit leise vibrierender Stimme erzählte die Tante: „Ich war in Deinen Jahren, als mir's passierte, daß ich inmitten übermüthiger Lebenslust mein Herz verlor, doch wollte ich mir das selber nicht glauben. Ich liebte meine Freiheit und fürchtete die Ehe als eine Knechtschaft, vielleicht auch erkannte ich unbewußt das geistige Uebergewicht des Ernährten und trogig bäumte sich doch mein Stolz dagegen empor. Er war nicht wie die Anderen, welche mich umschmeichelten und meinen Lannen folgten, mochten dieselben noch so extravagant sein. Sein ernstes, stilles Wesen brach dennoch meinen Uebermuth. Aber ich wollte ihm das nicht zeigen. Ja, ich bewang mich so weit, daß ich scheinbar die Werbung eines Anderen, der mir doch im Grunde sehr gleichgültig war, begünstigte. Ich hatte damals eine Freundin, der allein ich mein Geheimniß vertraute, und sie bestärkte mich in meinem Thun und erzählte mir nebenbei allerlei Geschichten von ihm, die ich nicht glauben, nicht glauben konnte, und die mich dennoch anspornten, ihm meine Gefühle um jeden Preis zu verbergen. So kam das Weihnachtsfest heran.“

„Meine Eltern besaßen die Armen des Dorfes stets reichlich und mir machte es von jeher Freude, die Gaben zu überbringen. So war ich wieder einmal unterwegs, an jedem Arm ein volllgepacktes Körbchen, als ich den Geliebten traf. „Darf ich helfen, Fräulein Ulrike?“ bat er mit freundlichstem Lächeln, nachdem er mich begrüßt, und ich gab ihm ein Körbchen und fröhlich wanderten wir nebeneinander dahin über den knirschenden Schnee und schwatzten und lachten und sprachen vom kommenden Fest, das uns einen Ball in Aussicht stellte. Wir gingen auf einem Fußsteig, der unmittelbar an dem kleinen Flüsschen entlang führte. Eine dünne Eisecke lag über demselben. Zenszeit aber blühten im Schnee unter hohem Geträuch, halb verdeckt, diese Blümchen. Ich sah sie zuerst: „Schneerosen!“ rief ich in hellem Entzücken. „Wie gerne hätte ich ein Sträußchen.“

„Er sah mich an, noch fühlte ich seinen Blick, mein Herz jauchzte, denn was ich darin las, beglückte mich so sehr, doch was er sprach, verdross mich nicht minder.“

„Das Eis ist noch zu schwach, Fräulein Ulrike, sonst würde ich Ihren Wunsch gerne befriedigen.“

„Die Worte kamen mir, der verwöhnten, übermüthigen Tochter reicher Eltern so unerwartet, daß ich einen Augenblick vollständig sprachlos war. Ich hatte einen Wunsch geäußert, und er, den ich liebte, von dem ich mich wieder geliebt glaubte, er zögerte, denselben zu befriedigen, das war unerhört; trogig warf ich das Haupt empor und entgegnete gezwungen lachend: „Sie fürchten sich, schade, daß Herr v. Eichstied nicht hier ist, er hätte sich die Gelegenheit, mir eine Freude zu machen, nicht entgehen lassen.“ Dann stand ich still, um seitwärts abzubiegen, wohin mein Weg mich führte. Ich reichte ihm nicht die Hand, sondern streckte dieselbe nur nach dem Körbchen, das er trug, und er gab es mir, ohne ein Wort zu entgegnen. Ob ich es erwartete, ich weiß es nicht, ich wagte es auch nicht, meine Augen zu den seinen zu erheben, sondern machte ihm nur eine stumme Verbeugung und ging schnell von dannen, aber um meinen Frohsinn war's gegeben. Verstoßen blickte ich nach einer Weile noch einmal zurück, doch wie gebannt blieb ich stehen. Ich sah ihn am jenseitigen Ufer des Flüsses. Er bückte sich; er pflückte Schneerosen; kein Zweifel, und für mich?“

„Ich muß ein sonderbarer Weihnachtsbote in der Hütte der alten Lise, der ich sonst so zugehan, gewesen sein, denn in meinem Kopfe war nur ein Gedanke — nach Hause und schnell nach Hause. Er wird mir die Blumen bringen.“

„Meine Ahnung hatte mich nicht betrogen. Als ich von meiner Wanderung heimkehrte, fand ich auf meinem Tische einen Strauß Schneerosen. Ich war glücklich und preßte die Blumen an's Herz; waren sie nicht Zeichen seiner Liebe? Voller Jubel erzählte ich der Freundin dann Alles. Sie hörte mir aufmerksam zu und fragte dann fast mit finstern Ernst: „Und Du glaubst nun wirklich an seine Liebe? Bah, wenn er Dich liebte, dürfte er sich nicht erst besinnen.“ Sie lachte so sonderbar, daß ich gereizt entgegnete: „Er hat doch meinen Wunsch erfüllt.“ „So“, kam es gepreßt von ihren Lippen, „weil es Dein Wunsch war, glaubst Du, er hat die Blumen gepflückt? Ich bin anderer Meinung. Du hast seinen Muth herausgefordert; welcher Mann läßt das auf sich stehen.“

„Das waren böse Worte und sie fielen nicht auf unfruchtbaren Boden; ich ließ mich ja leider zu sehr von der klugen Schlangelange herrschen. Borstig warf ich, einem augenblicklichen Impuls folgend, ihr das Bouquet vor die Füße, mit den Worten: „Dann will ich seine Blumen auch nicht, mag sie nehmen, wer Lust hat.“ — Und sie nahm sie; sie mußte sie genommen haben, denn als ich voll Neue nach einer Weile, nachdem ich mich in meinem Stübchen so recht satt geweint, in's Zimmer zurückkehrte, um doch das Sträußchen an mich zu nehmen und in's Wasser zu stellen als theures Andenken, da war sie mitammt den Blumen verschwunden.“

„Das Weihnachtsfest kam. In dem geschäftigen Treiben, das ihm voranging, trat mein Erlebnis doch etwas in den Hintergrund. Ich sah ihn nicht wieder. Die Freundin immer nur flüchtig, sie schien mich zu meiden. Mit wenig Freude betrachtete ich das reisende Balcostüm, das die geliebten Eltern mir zum Christfest bescheert, und ließ mich am ersten Feiertage von der Mutter zum Balle schmücken.“

„Es stand mir gut, das zarte Rosa mit den vielen schneeweissen Maiglöckchen geschmückt. Ich wollte auch schön sein, wollte ihn durch meine Schönheit gewinnen, ich mußte ihn doch besiegen können, wie alle Anderen, und wenn ich es so weit gebracht — dann — ja dann. — Es mußte herrlich, herrlich werden — ich wagte das Glück an seiner Seite nicht weiter zu träumen. — Ach, ich ahnte ja nicht, daß ich es bereits verschert, daß der Reid meine schwache Stunde benutzt, um mein Glück für sich zu gewinnen. Die Freundin, strahlend von Glück und Lust, in meergrauem Kleide, geschmückt mit meinen Schneerosen, und ihr zur Seite als ihr Verlobter der Mann, der mir die Blumen geschenkt.“

„Wie ich den Anblick ertragen, wie meine Wüßche dargebracht, ich weiß es nicht, ein wüster Traum erscheint mir noch heute das Gaus, und die Zeit, die demselben folgte. Die Eltern schickten mich bald auf Reisen, mir war Alles gleich.“

Die Tante machte eine lange Pause, doch Lilli wagte dieselbe nicht zu unterbrechen, mit thränenden Augen blickte sie empor zu der guten alten Tante, die ihren Leichtsinn so schwer gebüßt.

„Als ich nach Jahren zurückkam“, fuhr Tante Ulrike endlich fort, „waren sie längst ein Paar, sie ein keifendes Weib und er ein junger Greis, lebensmüde, sterbenskrank, aber es kam eine Stunde, seine letzte Stunde, da hat er mir gestanden, wie innig er mich geliebt, immer und noch jetzt. Wir sind in Frieden geschieden, auch sie ist längst nicht mehr, und ich bin alt, Lilli, die alte Tante Ulrike.“ —

„Und Herr Raden, Tante, er ist —“
„Sein Sohn, sein Ebenbild, mein Kind.“
„Der arme Mann! Welch' eine Jugend mag er gehabt haben!“ murmelte Lilli.

Die Tante hörte es nicht; sie war noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, sie merkte es kaum, daß Lilli das Sträußchen aus ihrer Hand nahm und in ein Glas Wasser stellte, erit als sie innig bat: „Tantchen, wir wollen ihn zum Christabend einladen, nicht wahr, er soll einmal recht froh mit uns sein!“

Da nickte sie wieder halb lustig, halb melancholisch und küßte ihrem Liebling herzlich die frischen, rosigen Lippen.

Und der Weihnachtsabend kam. Hell strahlten die Lichter des reichgeschmückten Baumes. Viel schöne Sachen hatten Vater und Tante dem Herzenstind bescheert, so daß es sich nicht satt sehen konnte an allen Herrlichkeiten. So herrlich, so schön war noch kein Christabend gewesen! Ob der stille, ernste Mann, der so bescheiden dem Vater zur Seite stand, auch einen Theil ihrer Christfreude ausmachte? Gewiß, ihm konnte sie alle Schätze zeigen, er ließ sich geduldig von ihr überall hinführen und seine Blicke folgten ihr und sprachen von innerem Glück und seliger Zufriedenheit. Als dann die geschäftige Tante für einen Augenblick fortgegangen, der Christbaum sie den Blicken des Vaters entzog, da umschlang er Lilli das holde Mädchen und fragte flüsternd: „Du trägst meine Rosen, Lilli, ist das die Antwort auf die Geschichte der Tante?“

Und sie nickte lächelnd ein stummes „Ja“ und barg das Köpfchen an seinem Herzen.

Schneemanns Weihnachten.

Die ältesten Leute erinnerten sich an keinen so milden December. Er war eine Art verspäteter October oder verfrühter März. Im Gärtchen des pensionirten Majors wurde denn auch die Gunst der Jahreszeit wacker genutzt; die beiden tollten Jungen, der drei Käse hohe und der vier Käse hohe, stürzten Alles fleißig um und um, so daß es ein halbes Wunder war, wie Abends die Bäume doch immer wieder mit den Wurzeln im Boden staken und nicht mit der Krone und wie selbst der Terrakotta-Triton des Springbrunnens bisher wenigstens mit einem Theile seines Lebens davonkommen konnte.

Diesmal aber war die Gefahr dringender als je, denn die beiden Wikinge hatten auf dem kleinen Becken des Springbrunnens eine Seeschlacht unternommen, welche sich umso leichter bewerkstelligen ließ, als dabeilbst auch nicht ein Sterbensträußchen Wasser vorhanden war. Die kleine Tante, auf welcher der Triton kniete, sollte als Regatte dienen, welche von Hans vertheidigt wurde, während Kurt mit aller ihm eigenen Todesverachtung enterte. Es wurde von beiden Seiten auf's rühmlichste gekämpft und schon dreimal war Kurt vom bereits erkügelten Bord der Regatte kopfüber in's brauende Meer hinabgestürzt worden, aber andererseits war auch die schwimmende Festung arg beschädigt, denn die Muscheltrumpete des Tritons lag längst auf dem Meeresgrunde, mehrere seiner schönsten Schwanzflossen waren zu Scherben zertrümmert und eine schmerzhaft Contusion in der Magenegend hatte ihm auf einige Zeit den Athem benommen. Allein Kinder, We-trunkene und thönerne Tritonen hatten einen besondern Schutzengel, der unter Umständen Elisabeth heißt, zwei lange blondeöpfe hat und so reizend fräuleinhaft in die Erscheinung tritt, daß man nicht begreift, warum in aller drei Grazien Namen er noch das kurze Kleid des Badfisches trägt und statt auf Ballen zu tanzen, verurtheilt ist, Kind mit Kindern zu sein.

In großer Aufregung war Elisabeth herbeigeeilt, galt es doch, ein Tritonenleben zu retten. Aber vergebens rief sie die Kämpfenden beim Namen, vergebens bat und schalt sie, die Weltgeschichte ging unaufhaltsam ihren Gang. In dieser Noth kam Hilfe von oben. Mitten aus blauer Luft fiel ein schimmernder Stein vor ihr nieder und . . . der Triton war (zum zwanzigstenmal) gerettet. „Ein Meteorstein!“ rief sie überrascht, „mitten aus der Luft!“ Kurt und Hans brachen bei dieser aufregenden Botschaft sofort die Schachtel bei Navarino oder Trafalgar ab und eilten an's Festland, um das nagelneue Himmelswunder anzustaunen. „Nicht berühren, er muß noch glühheiß sein!“ warnte Kurt und die Knaben kauerten sich bei der kleinen, schwarzen, metallisch glimmernden Erzstufe nieder, mit einem angenehmen, leichten Gruseln, denn der Stein kam ja sicherlich geradewegs aus dem Monde und war ein Mondstein. Man beschloß, ihm eine halbe Stunde Zeit zu lassen zum Auskühlen, aber nach etwa drei Minuten schon betheuerte Hans, es müßten wenigstens drei Viertelstunden verfließen sein und griff mutbig zu. „Siehst Du, er ist schon kalt!“ rief er triumphirend und sprang mit dem seltenen Schatz davon, Kurt mit Windeseile ihm nach.

Elisabeth aber war nachdenklich stehen geblieben. Aus dem Monde! sagte sie vor sich hin. Warum nicht gar! Ich hab' ihn ja fallen sehen, er kam dort vom Fenster her geflogen, . . . vom Schneemann. Und jetzt weiß ich Alles, . . . Alles.

Dort, . . . vom Schneemann. Nicht um eine Welt hätte sie sich jezt umgesehen nach der Feuermauer des Nachbarhauses, welche „dort“ den Garten schloß und ein einziges Fenster hatte in der Höhe des ersten Stockwerkes; ein Fenster, das schon wieder offen stand, weil der Schneemann dran saß und herabschaute in den Garten, wie er manchmal stundenlang that, regungslos, lautlos, just wie ein Schneemann, dem er ja auch ganz und gar gleich mit seinem langen, schneeweissen Haar und Bart und blaffen Antlitz. Darum hatten die Brüder dem alten Herrn diesen etwas unehrerbietigen Spitznamen aufgebracht, obgleich Elisabeth ihnen schwarz auf Weiß aus ihrem letzten Märchenbuche bewies, daß er vielmehr dem alten König Adelftan gleiche, der . . .

Doch da stiegen gerade auch die Eltern die drei Stufen der kleinen Garten-Terrasse herab, die Mittagssonne zu genießen. Ein ungleiches Paar; der Major, ein nicht besonders erhaltener Schätziger, seine Gemahlin eine prächtige Vollblut-Brünnette von siebenundzwanzig Jahren. Er hatte ihr aus erster Ehe Elisabeth mit in's Haus gebracht und dieses große Kind machte sie nun vor vielen Leuten älter, als sie gern scheinen mochte; daher das immer noch vierzehnjährige Kleidchen der Sedzselnjährigen.

Die große Neugier war bald mitgetheilt. Ein Meteorstein; doch im Grunde was weiter? Ein Wunder mehr in diesem Zaubergarten, wo schon so viel Unerwartetes vorgekommen. Seit mehreren Wochen stöberten die Kinder fast jeden Tag eine Narität auf, bald einen absonderlichen Korallenzeig, bald eine alte verrostete Münze, oder eine bunte Semuschel, ein schönes Mineral, einen versteinerten Zahn. Sie hatten sich ein eigenes Museum aus diesen Funden angelegt und auch der Mondstein sollte nun demselben einverleibt werden.

„Ich weiß nicht“, sagte der Major, „ich bewohne dieses Haus seit 20 Jahren und niemals vorher ist in dem Garten etwas Anderes gefunden worden, als kleine Kiesel und Maikäfer. Erst seit einigen Wochen ist der Boden so ergiebig an Seltenheiten, . . . laß' mal sehen, seit dem Novembertemine etwa.“

Die junge Frau biß sich auf die Unterlippe und streifte mit dem Blick wie von ungefähr das Fenster des Schneemanns.

„Es muß Jemand den Kindern eine Freude machen wollen,“ warf der Gärtner ein, der eine Beteinfassung ausbesserte.

„Jemand!“ nahm der Major den Faden auf, „doch nicht der alte Herr drüben? Das wäre mir eigentlich lästig, es ist ein fortwährendes Beschenktwerden und man weiß nicht, wie man dazu kommt.“

„Das ist doch schwer glaublich,“ meinte die Majorin, „wenigstens thut er nie, als wüßte er davon; er sitzt ganz still und blickt in den Garten herab, niemals hat er die Kinder angeredet. Ein harmloser Hagestolz vermuthlich, der am liebsten selbst Kinder hätte.“

„Meinst Du? Wer ist er denn eigentlich? Wie heißt er?“ Die Majorin schien etwas pikirt. „Woher soll ich das wissen? Gerade ich! Die Kinder nennen ihn den Schneemann, der Name ist schließlich so gut wie ein anderer.“

Der Schneemann aber sah während dieses Gesprächs ganz still an seinem Fenster und zwinkerte mit keinem Augenlid; er hatte das Kinn auf die Krücke seines Stodes gestützt und eine rothe türkische Mütze bedeckte seinen ehrwürdigen Scheitel.

„Er muß wenigstens fünfundsachtzig Jahre alt sein,“ sagte der Major, „und entsprechend kindlich.“

Als sie wieder in's Haus gingen, kreuzten sich zwei Blicke, welche beide zusammen noch lange nicht fünfundsachtzig Jahre zählten. Aber der Herr Major sah das nicht, obgleich die Angelegenheit noch eine Zeit lang fortfuhr, ihn zu beschäftigen. Als sie bei Tisch saßen, rief er plötzlich seinen alten Johann und befahl ihm, in's Nachbarhaus hinüberzugehen und beim Portier auf unverfängliche Weise zu erkunden, wer jener uralte Herr sei.

„Aber Theobald, was fällt Dir ein?“ rief die Frau Majorin, „heimliche Erkundigung! Das jemt uns nicht.“

„Gut, so gehe ich selbst hinüber und mache ihm meine Aufwartung als Nachbar. Einem so alten Herrn gegenüber vergibt man sich nichts mit einem Schritt des Entgegenkommens.“

„Das nun gerade nicht,“ sagte die Frau Majorin sichtlich nervös, „höchstens kann man etwas . . . zudringlich erscheinen.“

„Johann, jetzt gehst Du sofort,“ befahl der Major, und Johann ging. Die junge Frau war etwas blaß geworden und legte Messer und Gabel hin, aber der Major achtete nicht darauf, sondern fuhr fort, den Eisenbahn-Zahplan zu studiren, denn er sollte denselben Abend in Geschäften verreisen. Die Majorin aß nicht mehr, sie schmollte mit ihrem Teller, mit dem Tischstuch, mit der Pfefferbüchse; nur einmal griff sie nach dem Wasserglase, vergaß es aber, an die Lippen zu führen. Sie horchte mit gespanntem Ohre nach der Straße hinaus, ob Johann schon käme, dann stand sie plötzlich auf, um hinauszugehen; vielleicht wollte sie Johann ein Wort sagen. Aber da stand dieser Unglückselige auch schon im Zimmer.

„Nun, Johann?“ rief ihm der Major entgegen. „Mede gehoriamt, Herr Major,“ sagte der Kundschafter, „ich habe drüben nachgefragt, aber der Portier behauptet steif und fest, es wohne kein alter Herr im Hause mit schneeweisem Bart und Haar.“ Die Majorin hielt sich kramphast am Tischrande fest. „Und als ich dringender werden wollte,“ fuhr Johann fort, „und versicherte, ich hätte den Alten selber oftmals an jenem Fenster gesehen, da meinte er, ich könne damals schwerlich nüchtern gewesen sein und drehte mir kurzweg den Rücken.“

„Er scheint wohl selbst zu tief in's Glas geguckt zu haben,“ fiel die Majorin ansetzend ein. „Ein drohlicher Fall,“ meinte der Major, „nun . . . bis ich von Hartberg wieder komme.“

Der Major reißte ab und sofort setzte sich die Majorin an den Schreibtisch und schrieb mit fliegender Hand drei Worte, nicht mehr. „Sie compromittiren mich.“ Eine Unterschrift schien ihr unnöthig, ja gefährlich. Nun rief in's Couvert und die Adresse darauf: „Herrn Theodor Hellmuth, Mitglied des Hoftheaters.“ Denn sie wußte ja längst und ganz genau, was es mit dem Schneemann für eine Verwandtschaft habe; sie war ja eine Frau und jung und hübsch und ihr Gatte ein alter Officier im Ruhestande.

Sie schickte der Post, um das Briefchen sofort hinüberzuschicken, aber als Annette erschien, hieß sie sie gleich wieder gehen. Was würde sich das Mädchen von dieser heimlichen Correspondenz gedacht haben? Sie mußte das Billet durch die Post senden und eigenhändig aufgeben. Aber dann kamen Besuche, sie hatte unglücklicherweise ihren Empfangstag und konnte nicht aus dem Hause, in stiller Nacht aber regten sich allerlei Bedenken gegen das Wagniß. Ihre Handschrift in einer fremden Hand, die vielleicht nicht ganz discret war oder durch Zufall zur Verrätherin werde konnte. Und dann das unwillkürliche Geständniß, das in diesen drei Worten lag, das Geständniß, daß sie seine galanten Nachstellungen bemerkt habe und gewissermaßen fürchte. Und dann die Heimlichkeit des ganzen Schrittes, der denn doch ein wirklicher Schritt war hinter dem Rücken ihres Gatten, ein vertrauliches Wort an einen Dritten, wenn auch ein erstes Wort, ganz gewiß ein erstes. Nein, dieses erste Wort durfte nicht gesprochen werden; nur nicht den ersten Schritt thun auf der schiefen Bahn! Und schließlich, was ging er sie denn an? Mußte sie von seinem Geheimniß wissen, brauchte sie seine stille Sehnsucht zu ahnen, seine Feuerblicke gesehen, sein rosenfarbenes Briefchen damals in der flüsternden Abenddämmerung gefunden und aufgehoben, oder gar gelesen und nicht sofort verbrannt haben? Hatte sie ihn dadurch aufgemuntert? Nein . . . Ja . . . Nein! Sie war im Grunde nicht kokette gewesen, als jede Andere in ihrem Alter und an ihrer Stelle; sie hatte ihm vielleicht ein wenig gefallen oder wenigstens nicht mißfallen wollen, aber in aller Ehrbarkeit, . . . einem fünfundsachtzigjährigen Greise, gegen den ihr Gatte ein Jüngling war.

Sie machte Licht und zerriß und verbrannte den Brief. Dann schloß sie beruhigter ein, mit dem guten Voratz, nicht wieder in den Garten zu gehen, bis ihr Gatte zurück wäre. Nicht einmal am Fenster wollte sie sich zeigen, sondern hinter dem Ofen sitzen und den „Ritter Toggenburg“ lesen, der auch so eine Art Schneemann war.

Aber dann war es so hell und warm in der Mittagsstunde! sie ging doch hinaus, und wie sie unter seinem Fenster vorbeikam (sie sah nicht hinaus, o nein! aber hätte sie doch lieber hinaufgesehen), da lag vor ihr auf dem Tische ein kleines rothes Ding, das glänzte, so daß sie es durchaus bemerken mußte. Ein Herz aus Carneol! Entrümpelt flog sie davon, zurück in's Haus, aber als sie daselbst in Sicherheit war, fühlte sie sich doch auch geschmeichelt durch eine solche Versehenheit . . . oder auch nur Unüberlegtheit, ihr eine förmliche Liebeserklärung . . . Still! ein gefährliches Wort. Uebrigens brauchte sie ja das Herz nicht aufzuheben. Aber wenn es dort blieb, fand es ein Anderer, und dieser Andere konnte auch Einer sein, der möglicherweise Verdacht schöpfte, . . . nun, da er wußte, woher die merkwürdigen Fundobjecte im Garten stammten. Sie eilte also hinaus, ohne einen Blick nach dem Fenster zu werfen, und schlenderte wie von ungefähr wieder den entlaubten Baumgang hinauf. Aber da war das Herz bereits verschwunden. Wer konnte es gefunden haben? Sie fragte den Gärtner, ob Jemand soeben im Garten gewesen. Fräulein Elisabeth, war die Antwort. Die fatale Kleine! Sie mußte herbei und Rede und Antwort sehen. Sie gestand sofort, daß sie ein Carneolherz gefunden. „Das habe ich ja verloren, Kind,“ sagte die Frau Majorin, „schick es sich, gesundenes Gut zu behalten? Nun gib es nur fein wieder heraus.“

„Ich . . . habe es nicht bei mir,“ stammelte Elisabeth mit zwei schweren Thränen in den Augen, „will es aber gleich holen.“ Das war eine kleine Lüge, denn wohl hatte sie das Herz bei sich, hart an ihrem eigenen, aber sie brachte es nicht über sich, das Kleinod vor Mamas Augen aus dem Busen zu ziehen. So ging sie auf ihr Stübchen, schenbar, um es zu holen. Sie trat an ihr Fensterchen mit den weißen Mouffelin-Vorhängen und wie sie da hinüber sah, und zwar nicht das Fenster des Schneemanns, aber doch wenigstens den Dachgiebel darüber erblickte, da rollten jene beiden schweren Perlen plötzlich über ihre Wangen herab. Aber da ging ihr, sie wußte selbst nicht wie, das Märchen durch den Kopf vom König Adelstan

und der schönen Richilde; und da weinte sie nicht mehr, sie wußte selbst nicht, warum; und ging hinab und reichte ihrer Mama das rothe Herzchen heiteren Muthes, als wäre es nur ein Bonbon.

Einige Tage vergingen. Am Tage vor Weihnachten kehrte der Major heim, aber mitten im geheimnißvollen Gethü, das dem heiligen Abend vorangiebt, dachte er wahrhaftig nicht mehr daran, die Identität des Schneemanns festzustellen. Dieser war ohnehin nur noch durch die Scheiben des geschlossenen Fensters zu sehen, denn es war mittlerweile kalt geworden und hatte weidlich geschneit. Aber Hans und Kurt hatten ihn nicht vergessen, sondern gedachten ihn im Gegentheil erst recht in den Vordergrund zu stellen. Seit Mittag schon, während im Hause der grüne Freudenbaum gerüstet ward, arbeiteten sie im Garten angestrengt an einer überlebensgroßen Porträtskizze des alten Herrn, an einem wirklichen Monsieur Schneemann, zu dessen Kern sich der wohlbekanntere Triton hergeben mußte. Etwas zaghaft waren sie wohl an ein so großes Erstlingswerk gegangen, denn selbst Michelangelo hatte ja nicht gleich mit einem colossalen Schneemann seine Bildhauerlaufbahn begonnen, aber dem Künsten ist das Glück hold und das Werk gelang über alle Erwartung. Wenn auch das ungeschlichte Haupt des Schneemanns nicht gerade ehrwürdig anzuschauen war, mußte man es doch am schneeweissen Haar und Bart sofort erkennen und eine rothe Mütze, die sie ihm aufsetzten und der Krückstock, auf den er sein Kinn stützen mußte, machten die Ähnlichkeit vollkommen. Ein Erfolg, umso löblicher, als der Schneemann ihnen zu seinem Bildniß gar nicht gefesselt, sondern sich vielmehr unter verschiedenen Zeichen des Aergers ob dieser Verhöhnung vom Fenster zurückgezogen und sich seitdem gar nicht mehr gezeigt hatte.

Jetzt, da das Werk vollendet war, eilte das madere Künstlerpaar in's Haus, um etwas Publicum herbeizurufen. Elisabeth kam mit heraus und schlug die Hände zusammen, aber keineswegs vor Beunruhigung. Sie war außer sich und schalt die Brüder wegen ihres Mangels an Ererbietung.

„So, ist es denn keine Ehre, die wir Herrn Schneemann erweisen, wenn wir ihm in unserem Garten ein Ehrenbild errichten?“ rief Kurt. „Ihr seid schlimme Jungen,“ rief Elisabeth eifrig, „und ich habe Euch gar nicht mehr lieb. Den guten alten Herrn, der immer so freundlich gegen uns gewesen und uns gewiß von Herzen gut ist, so zu verhöhnen! Nun kann er nicht einmal mehr an's Fenster treten und frische Luft schöpfen, weil er sonst sein eigenes Herrbild vor Augen hätte. Er wird gewiß wegziehen von da und wir werden ihn gar nicht mehr zu Gesichte bekommen.“

Als sie so immer heftiger wurde und sogar mit dem Schirmpfeifel über die Augen fuhr, that es den Brüdern doch leid um sie und sie zügelten etwas untereinander über ein Mittel, die Sache wieder gut zu machen. Und dann sagte Kurt besänftigend: „Na, meine nicht, Elisabeth, wenn Dich der Schneemann verdrießt, wollen wir ihn sofort wieder vernichten.“ Und Hans fügte hinzu: „Wir wollen ihn mit Schneebällen wieder zusammenschleichen.“

Dieser Einfall schien auch Kurt vortrefflich und die Beiden schritten sogleich an's Bombardement. Der erste Ball traf den Schneemann mitten auf seine rothe Mütze, so nicht geringem Jubel der Batterie. Der zweite fuhr mitten in sein Gesicht und blieb als ungeschlicher Föder an seiner Nase haften. Das war zu viel; diese Arznei war schlimmer, als das Uebel. Elisabeth fühlte, wie sich ihr Herz zusammenschürzte; ihr war es, als sähe sie einen armen, stillen Märtyrer von grausamen Heiden steinigen, und dieser Mißhandelte, Todtgepeinigete war ihr armer Schneemann, ihr guter König Adelstan, und jedes Geschloß, das ihn traf, fühlte sie in ihrem Herzen, als würde er selbst getroffen, der liebe, milde Greis da oben, hinter seinen bereiften Scheiben. Und in unwillkürlicher Aufwallung stürzte sie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, umklammerte ihn und schützte ihn mit ihrem eigenen Leibe gegen die harten Würr.

Die Gesichter der Figur brachte sie zur Besinnung . . . und auch das Geräusch eines Fensters, das sich oben öffnete. Dort stand der Schneemann hoch aufgerichtet, mit geöffneten Armen und glänzenden Augen, und eine Stimme, weich und warm, traf Elisabeth's Ohr: „Ich danke Dir, liebe Elisabeth.“ Verwirrt, hochroth, die Hände vor's Gesicht gepreßt, eilte sie aus dem Garten.

Die Knaben blieben etwas verdußt zurück und ihre Verlegenheit wuchs, als sie des Vaters gewahr wurden, den das Getöse herbeigelockt hatte. Der Major blickte sehr ernst, denn er hatte wohl bemerkt, daß der alte Herr drüben Zeuge der für ihn gewiß verletzenden Scene gewesen, dann aber gleich wieder verschwunden war. Er rief die Jungen in's Haus und erklärte ihnen, für diesmal sei es mit der Christbegeerung aus und vorbei. Die Mißthäter brachen in bittere Thränen aus und wurden so laut, daß Mama und Elisabeth herbeikamen. Mama machte Milderungsgründe geltend und so verkündete endlich der Major, die Verzeihung stehe in dieser Angelegenheit nicht bei ihm, sondern bei dem Beleidigten, sie sollten also augenblicklich hinübergehen und sich den Pardon selber holen; Elisabeth könne mitgehen als ihre Firmpredigerin und ihn im Namen der Eltern schönstens bitten, falls er nicht anderweitig in Anspruch genommen sei, den Christabend bei ihnen zu verbringen.

Die Majorin stieß einen Schrei aus, als sie dieses vernahm. „Unmöglich! ein junges Mädchen zu . . . zu . . .“

„Zu einem fünfundsachtzigjährigen Herrn“, sagte der Major. „Fünfundsachtzig Jahre?“ rief die Majorin voll Eifer. „Nun, vielleicht auch nur achtzig“, sagte der Major, „das macht keinen Unterschied.“

„Ich bitte Dich, theurer Theobald, das Mädchen ist sechszehn Jahre alt!“

„Er wirklich? In diesem kurzen Kleidchen sieht ja das Fräulein aus wie ein Kind. Es wird denn doch an der Zeit sein, ihr die Kinder-schule auszusuchen.“

„Du bestehst also darauf, daß sie mitgehe? Theobald, Du weißt nicht . . . das heißt, man kann nicht wissen . . .“

„Er, sollte Dir vielleicht mehr von der Sache bekannt sein, als mir?“ fragte der Major die Stürne rundelnd. „Gott bewahre!“ rief die Majorin erschrocken, „wie sollte ich? aber . . .“

Sie konnte sich trotz alles Drehens und Windens nicht weiter vorwagen und schwie mit einem schweren Seufzer.

Die Kinder keideten sich an und machten sich auf den Weg, mit vollkommenem Herzen. Aber die Bekommenste war die Unschuldigte der Drei. Sie schritt dahin, wie im Traum, und in ihrem Köpfchen schwirrte es, wie lauter bunnte Schmetterlingsflügel und helle Vogelstimmen durcheinander, und sie dachte an die schöne Richilde und den alten König Adelstan, der plötzlich . . .

„Wir möchten zu dem alten Herrn, der das Fenster hat, das in unseren Garten sieht“, sagte Hans zum Portier.

Dieser gestrenge Mann sah die Kinder, die er wohl kannte, erstaunt an und sagte: „Das hat ja schon Ihr Johann neulich gewollt, aber ich sage Ihnen, es wohnt kein alter Herr in diesem Hause. Jenes Fenster gehört Herrn Hellmuth.“

„Hellmuth heißt er?“ rief Elisabeth und wiederholte leise vor sich hin: „Hellmuth.“

„Aber ich will in Gottes Namen hinaufgehen und Sie melden“, fuhr der Thorwart fort, „das Uebrige mögen Sie dann mit ihm ausmachen.“ Er ging und kam bald wieder: „Bitte, nun hinauf, der alte Herr ist zu Hause.“ Er grinste gar eigen zu diesen Worten und sie hörten ihn noch vor sich hin lachen, als sie schon die Treppe hinanstiegen.

Der Schneemann saß in einem Großvater-, nein, einem Urgroßvaterstuhl am Tische und das Licht der Lampe floß warm über sein weißes Haupt, das ausnehmend ehrwürdig ausah. Die Kinder waren ganz eingeschüchtern von der stillen Hoheit dieses Patriarchen und wanz ihm am liebsten gleich zu Füßen gefallen. Er aber hieß sie freundlich näher treten

und sagte mit seiner milden Stimme: „Er, das sind ja meine kleinen Nachbarn aus dem Garten, die mir heute so viel Ehre erwiesen haben. Nun, Jungen, Ihr seid etwas unsanft mit mir umgesprungen, das muß ich sagen.“

„Ach, lieber Herr Schneemann“, begann Kurt weinerlich, aber Hans gab ihm einen so heftigen Ruck an der Feiertagsjacke, daß ihm das Wort im Halse brach. Der alte Herr lächelte und half den Unfertigen gütig aus der Patzche, so daß die Ungelegenheit bald erledigt war.

Elisabeth jedoch, die einen Schritt zurückgeblieben, konnte das Gesumm in ihrem Kopfe nicht zum Schweigen bringen und sie mußte dem Alten immerfort in seine guten, hellen Augen schauen, und dabei summte es immer süßer und dringender fort: „Es war einmal ein König in Britannien, der hieß König Adelstan. Sein Bart war schneeweiß und floß bis auf den Gürtel herab, denn König Adelstan war sehr alt, schier hundert Jahr. Und neben seinem hohen Königspalaste stand eine niedere Hütte, darin wohnte die schöne Richilde, die war wie Milch und Blut und ihre blonden Zöpfe . . .“

„Doch, wenn mich meine alten Augen nicht täuschen, steht da hinten noch Eins“, hub der Schneemann jetzt an, „tritt näher, Kind, ich erkenne Dich, Du bist ja wohl meine herzliche Ketterin, welche mich gegen die bösen Bomben mit dem eigenen Leibe gedeckt hat.“

Er hatte ihre heißen Hände ergriffen und zog sie sanft an sich. Sie mußte folgen, denn aller Wille war aus ihrer Seele geschwunden und nicht anders war ihr zu Muthe, als bei er nun Herr über all' ihr Denken und Fühlen und Wollen. Sie wußte gar nicht wie, da kniete sie ihm zu Füßen und er freude sich ihr Haar und blickte ihr tief in die Augen, mit einem warmen, mächtigen Blick.

„Wie heißt Du, Mädchen?“ fragte er. „Richilde“, hauchte sie und glaubte, Elisabeth gesagt zu haben. „Richilde!“ rief der Schneemann, „ei wahrhaftig, ich besinne mich. Richilde, die war wie Milch und Blut und ihre blonden Zöpfe fielen bis zu den Knöcheln hinab. Und als König Adelstan sie erlah, ward ihm das Herz warm und er seufzte: Warum bin ich vor hundert Jahren geboren und nicht vor zwanzig? . . . Nicht wahr?“

„Ja“, flüsterte Elisabeth, da fuhr er fort: „Es kam aber die alte Aeraum des Weges und sagte: König Adelstan, was seufzest Du so schwer? Wüßte wohl, wer Dir helfen könnte, mit einem einzigen Kräutlein, daß Du wieder würdest wie vor achtzig Wintern. Da rief König Adelstan: Gib mir das Kräutlein, Aeraum, und nimm dafür meine Krone. Da nahm sie die Krone von seinem Haupte und gab ihm eine Blume, die war klein und schlicht und farblos. Aber wie er sie sahste, ward sein Arm stark wie in den Tagen der Jugend, und wie er ihren Duft einjog, wurden alle seine Sinne jung, wie vor drei Menschenaltern und er schritt hinaus aus seiner Königsburg, schön und glänzend, wie ein Maimorgen. Und als er an die Hütte neben dem Thore kam, da stand schon Richilde auf der Schwelle . . . Nicht wahr?“

„Ja!“

„Und sah ihn an mit ihren blauen Augen und sagte: Kommt Du endlich, mein König, mein Adelstan? Und eilends trat er zu ihr . . .“

Und er schlang einen Arm um Elisabeth's Nacken, hob mit der Linken ihr Kinn und küßte sie auf ihren rothen Mund und ihre blauen, geschlossenen Augen, gerade wie König Adelstan that im alten Märchen. — In nicht geringer Bewirrung fanden die Drei den Heimweg und keines wagte das Andere anzusehen, geschweige denn mit einem Laut des merkwürdigen Ereignisses zu erwähnen. Nur das Versprechen brachten sie mit, daß der Schneemann Abends ganz bestimmt erscheinen werde. Die Frau Majorin war sehr aufgeregt ob des hochinteressanten Besuches und eilte auf ihr Zimmer, um geschwind für vermehrte Schönheit zu sorgen. Zuor aber hatte sie Elisabeth dringend angefragt, was sie Alles drüben wahrgenommen, und was sich ereignet, und ob Herr Hellmuth sich auch . . . anständig benommen.

„D, höchst anständig“, sagte Elisabeth und glühte wie eine Rose und preßte beide Hände auf ihr pochendes Herz.

„Du nimmst Dein blaues Kleid, Elisabeth“, sagte die Majorin, „dieses macht Dich viel zu alt, das blaue ist weit kürzer.“

„Aber, Mama . . .“

„Du nimmst das blaue.“

Da warf Elisabeth trotzig die Unterlippe auf, ging auf ihr Stübchen und zog ihr weißes Kleid an; es war das längste, das sie besaß. Das war arg ungehörig, aber sie konnte nicht anders. Das blaue Kleid ließ ja fast einen Finger breit ihres Strumpfes sehen, sie wäre vor Scham gestorben unter Adelstan's Augen.

Und als alle Lichter am Baume brannten, trat der ungeduldig erwartete Gast ein. Die Frau Majorin wurde beinahe so roth, wie Elisabeth, als die Thür aufging, und das rothe Carneolherz, das sich unter den Anhängeln ihrer Uhrkette befand, schien fierhaft zu pochen. Hellmuth, Theodor Hellmuth, der gefeierte Poldentischhaber des Hoftheaters, der herrliche Mann, dem jedes Frauenherz entgegenflog, unter ihrem Dache! Welche Huldigung für sie!

Der Herr Major freilich sagte die Sache ganz anders. Er hatte Methusalem im Zalar erwartet und nun trat ihm Adonis im Frack entgegen. Jung, schön, elegant, siegesgewiß. Er fragte befremdet, mit wem er die Ehre habe. Die Frau Majorin, die ihre Erregung gar nicht bemerksamer konnte, zupfte ihn verlegen am Rocke und flüsterte: „Du sollst Alles gleich erfahren, Theobald, beruhige Dich nur.“ War der Major bisher nicht beunruhigt gewesen, so wurde er es jetzt durch diese heimliche Mahnung, seine Ruhe zu bewahren. Was ging da vor, hinter seinem Rücken? Er fühlte sich intrigirt, mystificirt, dupirt; von ihm, von ihr, von Weiden. Eine furchtbare Perspektive des Verdachts öffnete sich vor ihm.

„Mein Herr?“ fragte er, zwischen den zusammengepreßten Zähnen hervor und eine Ader schwoll auf seiner Stirne. Aber der Gast war nicht im Geringsten verlegen.

„Ich sehe Sie überrast, Herr Major“, sagte er ruhig, „und das mit Recht, aber alle Räthsel sollen sich sogleich lösen. Ich bin Theodor Hellmuth, Mitglied des Hoftheaters. Ich studire jetzt die Rolle des Lear, und weil die Königsstraße, in der ich wohne, gar zu geräumig ist, miethete ich, bloß als Studierzimmer, die stille Gasse, deren Fenster auf Ihr Gärtchen geht. Da gedachte ich ungestört in den Lear hineinzuwachsen und mit ihm Gung zu werden, ein schwieriger Proceß, denn ich bin eigentlich noch so jung für ihn und kann das Unterfangen vorerst nur als Versuch betrachten. Aber ich hatte die Rechnung ohne Ihre . . .“

„Ohne meine . . .“

„Ohne Ihre Kinder gemacht. Ich liebe alle Kinder, alle . . . und eins noch viel mehr, als die übrigen. Ihre munteren Spiele lockten mich an das Fenster, zu nicht geringem Schaden des Königs Lear. Es machte mir Vergnügen, sie Dies und Jenes im Garten finden zu lassen, was ihnen Freude machen konnte, einen seltenen Stein, eine alte Münze und dergleichen.“

„Aber wozu diese Verkleidung als fünfundsachtzigjähriger Greis?“ fuhr der Major drein.

„Das ist so ungefähr ein Lear-Costüm, ich studirte darin vor dem Spiegel, um im langen Gewand und wallenden Barte heimlich zu werden, und dann . . .“

Er stockte und schien durch die Anwesenheit der Kinder genirt zu sein. Man mußte die Kleinen beschäftigen und der Major gab ihnen also das Signal, den Christbaum zu plündern. Kurt und Hans, die sich mittlerweile mit dem Verjüngungswunder, das sich am Schneemann vollzogen, in ihrer Weise abgefunden, ließen sich das nicht zweimal sagen, nur Elisabeth stand noch in Verjüngung da und schien zu träumen.

„Und dann?“ fragte die Majorin hastig, während der Major die Knaben zum Sturm commandirte.

„Und dann“, fuhr Hellmuth leiser fort, „hatte ich in zwei Augen geschaut, in zwei dunkle Frauenaugen, die mich umstrickten und mich nicht mehr losließen.“

„Ach!“ seufzte die Majorin selig.

„Ich war verloren...“

„Ach!“

„Ich war auf dem Wege zu einem Abenteuer, zu einem Unglück, zu einem Verbrechen, was weiß ich...“

„Ach, Hellmuth!“

„Da ward ich plötzlich gerettet.“

„Treuloher!“ Nein, dies sagte die Majorin nicht, aber sie empfand es ein klein wenig in einem versteckten Winkelchen ihres eifigen Frauenherzens. Er aber fuhr fort:

„Jener Auftritt mit dem Schneemann, meinem unglückseligen Conterfei, und die heldenmüthige Selbstaufopferung, mit der mich Richilde... Elsbeth... rettete; o ich weiß gewiß, wenn ich selbst in Gefahr geschwebt hätte, wäre sie für mich in's Feuer gesprungen. Und da kam es auf einmal über mich, wie ein Licht von oben, daß ich mich ganz schlecht, gründschlecht fühlte, wenn ich an die schwarzen Augen dachte...“

„Böjewicht“, schmolzte die Majorin. „Und vor den schwarzen flüchtete ich mich zu den blauen, die schon oft zu mir aufgeblüht voll knospenden Gefühls, das sich selbst noch nicht kennt, und die mir so lange zu Füßen geblüht wie Veilchen, ohne daß ich ihrer achtete.“

„Ach, Elsbeth, theures Kind!“ rief die Majorin gerührt, schloß die Heberhäute in ihre Arme und küßte sie mit ungewohnter Zärtlichkeit. Dann löste sie langsam, fast feierlich das kleine Carnoolhrz von ihrer Uhr und ließ es heimlich in Elsbeth's Busen gleiten. „Es soll an dem Deinen ruhen“, sagte sie mit schimmernden Augen. „Auch mich hast Du gerettet, Kind.“

„Dich, Mama?“ rief die Ahnungslose, „wie sollte ich?“

„Also wie war es weiter?“ fragte der Major, der nun zum Gaste zurückkehrte. „Was war der Zweck der Verkleidung?“

„Als Greis“, sagte Hellmuth, „konnte ich Fräulein Elsbeth ungehindert sehen; wäre ich als junger Mann und gar als berühmter Schauspieler am Fenster gestanden, so wäre sie gewiß nie mehr in den Garten gekommen... Und ich liebe Elsbeth, Herr Major, ich liebe sie von Herzen und bitte, geben Sie sie mir.“

Der Major fiel aus den Wolken. „Aber, mein Herr, Sie kennen einander ja gar nicht.“

„Wir einander nicht kennen? Richilde, kennst Du mich?“ rief Hellmuth, die Arme ausbreitend.

„Adelstan!“ jauchzte sie und sank an seine Brust. Die Wacklichtchen flackerten heller auf, daß sie und da selbst ein Zweiglein auring und der Major an's Vöschchen denken mußte. Er schüttelte aber dabei fortwährend den Kopf und meinte, ganz klar sei ihm die Sache eigentlich noch immer nicht, besonders der Passus mit Richilden und dem Edelstein.

„Richilde und Adelstan meinen Herr Major“, sagte Hellmuth, „und das ist doch so einfach. Die Weiden gingen in die Hütte...“

„Umarmten und küßten sich...“, lachte Elsbeth herzlich. „Und lebten in Glück und Freuden mit einander, und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.“

Der Festhase.

Weihnachts-Humoröskizze von S. v. Altona.

Herr Apotheker Naumann war ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn. So versicherte er wenigstens seiner jungen Frau. Mit berechtigtem Stolz nahm sie am Abend des Mittwoch, welchen Herr Naumann ein für allemal während der Jagdsaison dem ehlen Waidmannshandwerk gewidmet hatte, aus der Hand des schußgeübten Gatten den Preis seines Jagdschnupfens entgegen.

Es verging keine Woche, in welcher der Küchenzettel der Hausfrau nicht Zeugniß ablegte von den Erfolgen des Herrn Naumann auf seinen Streifzügen im Gebiete Dianas. Konnte Frau Naumann an diesem Sonntage eine Wildgans am Feuer schmoren lassen, so durfte sie für den nächsten Sonntag mit Bestimmtheit auf ein Häslein rechnen, von des Gatten Wildchen in den Sand gestreift, und wenn der aufmerksame Gemann am nächsten Mittwoch nicht ein halb Duzend Rebhühner abliefern sollte, so hatte das sicher seinen Grund in der Herr Naumann und mehr noch seiner Gattin total unverständlichen Schonzeit des Wildes. Längere Wochen war Herr Naumann infolge eines sogenannten Jagdkatarrrhs an's Haus gefesselt gewesen. Das Christfest stand vor der Thür. Schon erging die Frau Apothekerin sich in dunklen Andeutungen, daß sie diesmal wohl genöthigt sein werde, den üblichen Weihnachtshasen käuflich vom Wildpretthändler zu erwerben.

Herr Naumann erklärte energisch, daß seine Waidmannszucht ein für sich schon den Mann zum erwerblichen Wild auf dem Tische nicht dulde.

Er zog trotz des Hustens mit Büchse und Jagdtasche hinaus und am nächsten Morgen baumelte denn auch mit melancholisch herabhängenden Ohren Freund Lampe, ein feister Burtsche, dessen runder Balg dem Büchsenlauf des Herrn Naumann alle Ehre machte, vor dem im ersten Stockwerk gelegenen Küchenfenster des Hauses.

Der kundige Waidmann betrat soeben die traulich durchwärmte Wohnstube, in welcher die Angetraute seiner am duffenden Kaffeetisch harrete. Aus dem Antlitz des Gatten trat der jungen Frau ein Zug des Unbehagens entgegen.

„Ist Dir Unangenehmes passiert, Männchen?“ fragte Frau Lenchen mit jenem schmelzenden Klang der zärtlichen Besorgnis, der in den wenigsten Ehen das Kindesalter der Sonntagmonate zu überleben pflegt.

„Allerdings“, versetzte der Gemahl — der rauhe Ton contrastirte merklich mit dem sanften Neolston von den Lippen der Vermählten — „die Lustsicht, durch irgend einen Laungfinger um meinen Hasenbraten zu kommen, ist keineswegs danach angethan, mich heiter zu stimmen. Ich habe Dich schon oft erjucht, daß sauer erbeutete Wild durch Heraushängen aus dem Fenster nicht den Diebesgeflüsten des ersten Besten preiszugeben. Ich finde es wirklich auffallend —“

„Und ich finde es auffallend, daß gerade ich das Wild nicht hinaushängen soll, während es doch jede vernünftige Hausfrau so hält“, unterbrach ihn die Gattin erregt. „Gerade als wenn Du besondere Gründe hättest, das Heraushängen des Wildes nicht zu wünschen!“

Herr Naumann zuckte unmerklich zusammen, und sanften Lautes erwiderte er:

„Aber, liebes Kind, besondere Gründe? Ich — ich will Dich ja nur vor einem unangenehmen Verlust bewahren, ich meine —“

Frau Naumann wollte den Rückzug des Gatten nicht unbenutzt lassen. Sie erhob sich hastig unter allen Zeichen heftigen Zornes und stieß mit lauter Stimme die Erklärung aus:

„Und ich meine, daß in Küchenangelegenheiten lediglich meine Meinung maßgebend ist! Damit ist die Sache erledigt!“ Die Erzurnte rauhste, wie eine vom günstigen Winde getragene Fregatte aus dem Zimmer.

„Immer die alte Geschichte!“ murmelte der vereinsamte Hausherr für sich, „gegen Weibermarotten läßt sich nun einmal nicht aufkommen. Um — um — aber es muß ihr doch ausgetrieben werden. Wenn Einer vom Jagdclub einmal so ein Stück Wild hier vor'm Fenster sieht und bringt nachher in ihrer Gegenwart die Rede darauf und kommt dabei auf mein infames Pech im Treffen zu reden — dann — nein, nein, das geht nicht!“

Nachdem durchmaß Herr Naumann eine Weile das Zimmer, dann erhellen sich allmählig die finsternen Züge seines Gesichtes und endlich breitete sich auf dem eben noch so bekümmerten Antlitz ein Sonnenglanz inniger Freude aus. Mit der Wiene eines siegbedruckten Triumphators rieb

Naumann sich die Hände, indem er schmunzelte: „Ja, ja, die Geschichte muß glücken, ein famoser Einfall! Um, sie wird Augen machen und klein werden — so klein. Ha — ha — ha!“

Der Groll der jungen Frau war gewohntermaßen bald verwaucht und Herrn Naumann's gutes Herz erlaubte ihm nicht, die Sonne über den Zorn seiner Frau untergehen zu lassen. Aber die Penaten des Naumann'schen Hauses waren augenscheinlich in die Ferien gegangen. Bereits am andern Morgen, der Hausherr hatte eben seinen allmorgentlichen Spaziergang angetreten, erblich der eben entwölkte milde Stern des Friedens unter dem Naumann'schen Dache auf's Neue und diesmal sollten die schwarzen Wolken des Mißgeschicks nicht so bald verweht werden.

Die Gebieterin war kaum eine Stunde damit beschäftigt, das schwere Problem ihrer Morgentouillette zu lösen, als die Köchin Wilhelmine mit den sichtbarsten Zeichen des Entsetzens in das Boudoir der Dame stürzte und in athemloser Hast dem Gehege der Zähne die unheilüberkündenden Laute entließen ließ: „Oh, Madame, der Hase, der Hase — er ist verschunden, — gestohlen!“

Der jungen Frau hätte Schlimmeres widerfahren können. Es ist jedoch zweifelhaft, ob das Gefühl ihres Erschreckens sich in hellere Farben hätte kleiden lassen, als es bei der Hiobsbotschaft der Magd der Fall war. Ein unarticulirter Laut, aus Schmerz und Zorn gemischt, entrang sich der Brust der Dame, kraftlos sank die mit dem Kamm bewaffnete Hand nieder und schneeige Blässe legte sich wie Puder auf die Rosenwangen. Der Verlust des Wildes war zu ertragen. Unerrätlich aber schien ihr die Aussicht, vor dem gestrigen noch so herrlich niedergetrumpften Gatten heute als die Gedemüthigte, gründlich ihrer Unfehlbarkeit entäußert, stehen zu sollen.

Noch in der Frühstunde hatte sie den Hasen so wohl und munter, wie es ein kaltgemachter Lampe vierundzwanzig Stunden vor der Hitze des Bratofens nur sein kann, sich im Morgenwind schaukeln sehen. Wie konnte er nur so plötzlich verschwunden sein!

Nur vermuthet eine Stange hatte ihm der räuberische Arm in der Höhe bekommen können; Wilhelmine hätte von der Küche die zu dem frechen Raub erforderlichen Anstalten bemerken müssen!

Schmerz macht leicht ungerecht — und Frau Naumann litt tiefe Schmerzen.

In heftigen Beschuldigungen und mehr oder minder versteckten Anspielungen ergoß sich ihr Zorn auf das Haupt der Köchin. Ohne bemerkenswerthe Widerrede ließ die Magd die Sturzwellen der Scheltworten über sich ergehen, hatte sie sich doch zur Zeit des unheilvollen Ereignisses dem süßen Rauch eines kurzen Pfauderständchens mit dem Bedienten des Majors aus dem zweiten Stockwerk hingegeben, und als die Gebieterin ihr nun verächtelte, nur ihrer Leichtfertigkeit müße es der Herr verdanken, wenn ihm am Sonntag obscures Rindfleisch statt des Hasenbratens vorgelegt werde, vermochte Wilhelmine ihren Thränenrang nicht länger zu meistern.

Gefesteten Hauptes und mit feuchten Augen verfügte sie sich an ihren Herd. Eine Viertelstunde lang starrte sie sinnverlorenen Blickes in die zuckenden Flammen des Ofens. Dann erhob ein energischer Entschluß in der jungen Seele das Haupt.

Mit einem Ruck ließ sie die gewichtigen Hände auf die Ofenplatte fallen. Die Stirne in krause Falten gezogen, murmelte sie halblaut: „So mach' ich's! Sie soll nicht sagen, daß ich sie um den Weihnachtshasen gebracht habe! Das laß' ich mir nicht bieten! Dann aber such' ich mir einen anderen Dienst!“

Auch die Frau Apothekerin hatte es weiblich in ihrer Seele gähren lassen und nachdrücklich alle Register ihres Gehirnapparates angepaunt, um einen Ausweg vor den unheilvollen Folgen des von der Unachtamkeit der Magd herbeigeführten Unglücks zu finden.

Endlich griff sie wieder nach Kamm und Flechten, indem sie für sich murmelte:

„Nein, nein, er darf nichts davon erfahren! Die Blamage wäre zu groß! Wenn der Hase auf dem Tisch ist, soll er's erst errathen, ob er ihn geschossen hat oder ein Anderer!“

Dann rief sie die süßliche Köchin noch einmal in's Boudoir und unterlagte ihr auf's Strengste, dem Herrn Mittheilung über das Verschwinden des Hasen zu machen, sie wolle sich's erst noch überlegen, erklärte sie der in unverständlicher Weise vernehmlich lächelnden Köchin, wie sie ihren Gatten mit dem Verlust bekannt machen wolle. Als sie sich wieder allein sah, sprach Frau Naumann für sich: „Sie scheint sich der Neue bald entschlagen zu haben. Nun, wenigstens soll sie bis zum letzten Augenblick im Glauben bleiben, uns um die Weihnachtshasenzucht des Hasenbratens gebracht zu haben, soweit ich sie kenne, wird es ihr Gewissen doch ein wenig durchschütteln, wenn sie sieht, wie wir uns ihretwegen mit einfachem Rindfleisch begnügen müssen!“

Während so das Mißgeschick um den Frieden seiner weiblichen Hausgenossen die finsternen Fäden spann, war Herr Naumann mit der Würde eines Mannes, welcher sich im Geleise einer guten Sache weiß, nach einem kurzen Spaziergang hinter der Thür des Gasthofes „Zum weißen Hirsche“ verschwunden. Nach wenigen Minuten trat er wieder heraus. Eines sorgsam in einem Papier gefüllten Gegenstandes, welchen er vorher unter dem Arm getragen, hatte er sich inzwischen entledigt. Der Besitzer des Gasthofes, Herr Meyer, begleitete ihn vor die Pforte des Hauses und sagte, während er ihm zum Abschied die fette Rechte reichte:

„Sie dürfen ganz beruhigt sein, Herr Naumann, morgen Mittag, präcise 12 Uhr, haben Sie ihn fix und fertig im Hause!“

„Ja, ja!“ verabschiedete sich der Apotheker, „ich bitte nochmals, recht präcise!“ Dann pilgerte er gemächlich seinem Heim zu. Bis an die Hausthür trug sein Antlitz den Stempel verschlagener Pfliffigkeit; als er den Wohnraum betrat, hatte er wieder die alltägliche Fahne freundlicher Unterwürfigkeit aufgezogen. Seinem heimlich forschenden Blick hatte sich freilich die Wolke des Unmuths auf der Stirn der Gattin nicht verbergen können; als sie sich jedoch nun mit einer harmlosen Frage ihm zuwendete, thronte in ihren Wienen gleichgiltige Ruhe, als hätten ihr alle Hasen der Welt gestohlen werden können.

Aber selbst die gewandteste Heuchelei vermag einander nahestehende Herzen nicht über die drückende Schwüle jenes Zustandes hinwegzutauschen, den das Bewußtsein gegenfeitiger Unaufrichtigkeit zu erzeugen pflegt. Im Hause des Apothekers herrschte eine unbehagliche Temperatur. Die Unterhaltung zwischen den Gatten triefte mit einsylbigen Brocken ein kümmerliches Dasein, und wenn die Lippen sich zum Wohlwilletsfuß begegneten, so geschah dies mit einer Kühle, als wenn es Schwiagerjohn und Schwiagermutter wären, die den Mund gegeneinander spitzten.

Am Nachmittage suchte die junge Frau die Schulze'sche Wildhandlung auf. Erstaunt begrüßte der Wildhändler die seltene Besucherin.

„Ah, Sie bemühen sich selbst, Frau Apothekerin? Viel Ehre für mich, viel Ehre!“ complimentirte der gesprächige Geschäftsinhaber, „womit kann ich dienen?“

„Ich möchte einen Hasen kaufen!“ erwiderte Frau Naumann, „aber nicht so mager!“

„Weiß schon, weiß schon!“ dienerte Schulze, „wie ihn Frau Apothekerin lieben. Haben wohl am ersten Weihnachtstag Gesellschaft, Frau Apothekerin?“

„Oh, nein, warum meinen Sie?“

„Nun, nun, da Frau Apothekerin zwei Hasen gebrauchen! Bitte, diefen hier, 'n fetter Burtsche!“

„Zwei? — Ich wünsche nur einen!“

„Ganz recht, einen hat doch der Burtsche des Herrn Gemahl schon am Mittwoch geholt!“

„Ah!“ entlich'ste es den Lippen der überraschten Dame.

Dem Wildhändler war der Ausruf des Erstaunens bei seiner Kundin entgangen und munter schwahte er weiter:

„Hoffentlich wenden Frau Apothekerin mir jetzt wieder Ihre Kundenschaft zu. Ich habe bedauert, daß Frau Apotheker seit vier Wochen nichts mehr holen ließen, trotzdem der Burtsche des Herrn Gemahls sonst doch mindestens einmal in der Woche ein Stück Wild zu holen hatte. Aber, 's freut mich, daß Frau Apotheker wiedergekommen sind, und mir sogar selbst die Ehre gönnen! Aber ich kann ja auch Frau Apothekerin gern die Waare in's Haus schicken, ich weiß ja —“

„Nein, nein, lassen Sie nur!“ unterbrach die Dame den Redestrom des eifrigen Geschäftsmannes, „ich möchte Sie nur bitten, mir diesen Hasen tüchtig zu machen und am ersten Feiertag Mittag, bitte möglichst 12 Uhr, zukommen zu lassen! Kann ich bestimmt darauf rechnen?“

„Oh, gewiß, gewiß, Frau Apothekerin, wird Alles bestens besorgt. Ich empfehle mich Ihnen, Frau Apothekerin.“

Und als Frau Naumann die frische Luft des Marktplatzes einlog, geschah es mit einem tiefen Athemzuge.

Sie war um eine große Erfahrung reicher. Um welche Erfahrung? Der Nimbus des Gatten als funktionsfertiger Waidmann war gründlich erblast. Er hatte sie seit Wochen belogen und schmähslich getäuscht!

Sollte sie lachen oder weinen? Sie wußte es nicht. Das aber wußte sie, daß sie jetzt eine un-widerstehliche Waffe in der Hand hatte, den letzten Rest von Selbstständigkeitsgefühl im Busen des Gemahls wie einen Strohhalm zu knien!

Und als endlich der erste Weihnachtstag anbrach, wurde er von Allen im Hause Naumann als ein Morgen der Erlösung nach dunkler Nacht begrüßt.

Zunewellen hatte das Schweigen der Gattin, die streng zusammengekniffenen Lippen bei seinen Anspielungen auf das Weihnachtsgesicht in der Brust des Apothekers Gefühle unbestimmt unheimlicher Art wachgerufen, aber das sichere Bewußtsein des bevorstehenden Triumphes brachte stets die dunklen Ahnungen zum Schweigen, und als er das Morgengespräch mit der Bemerkung eröffnete: „Nun, Lenchen, Wilhelmine wird hoffentlich Bruder Lampe nicht anbrennen lassen“, vermochte er im Borggefühl seines Triumphes jowenig die Stimme des spöttischen Anklages zu entäußern, daß Helene überrascht aufblühte.

Sie fand ihre Unbefangenheit jedoch alsbald wieder und als sie gleichzeitig antwortete: „Sorge Dich nur nicht, spaziere Dich nur immer hungrig, der Hase ist in guten Händen!“ war die Reihe, stutzig zu werden, an Herrn Naumann.

Herr Naumann vermochte, als er seinen Morgen-spaziergang antrat, des Borgesehns seines Sieges nicht ganz froh zu werden. Der höhniische Zug um den Mund der Gattin, der kalte, fast grausame Blick, mit welchem sie seine Anspielung aufgenommen, erfüllten seine Seele mit häßlichen Ahnungen und als der Augenblick der Entscheidung, die Mittagstunde, näherückte, war es Naumann fast, als müße er wünschen, nicht mit dem Feuer gepfeilt, seiner Gattin den Hasen nicht von dem Fenster entführt zu haben.

Auf Anordnung der Hausfrau hatte Wilhelmine ein frugales Mahl angedichtet, dessen Einfachheit nach Ansicht der Gebieterin der Köchin bittere Thränen der Reue über den Verlust des Hasen erpressen mußte.

Bereits war die kräftige Bouillon ihrer Bestimmung zugeführt. Jenes Schweigen, welches großen Ereignissen voranzugehen pflegt, lagerte über dem Mittagstisch.

Frau Naumann horchte gespannt auf den Klang der Hausglocke, welche soeben in Bewegung gesetzt ward — nun konnte sie gleich die Mienen springen lassen.

Auch Herrn Naumann hatte der Klang der Thürglocke in Spannung versetzt, im nächsten Augenblick konnte er die Explosion erfolgen lassen. Sein Gesicht zeigte einen Ausdruck der Schadenfreude.

In dem spannenden dem Zimmerausgang zugekehrten Antlitz der Gattin wetterleuchtete es gemischt von Lust und Wosheit.

Und nun öffnete sich die Thür. Die Köchin trug eine mächtige Schüssel in das Zimmer — einen duffenden Hasenbraten, in goldgelber Sauce schwimmend.

„Einen Hasen!“ entschwirte es unwillkürlich von den Lippen des Hausherrn.

„Nun ja!“ rief Köchin Wilhelmine das Wort an sich, bevor Frau Naumann noch den bereits auf die Sehne gelegten Pfeil gegen den Gatten abzuschenden vermochte: „Madame meinte ja, ich hätte den Hasen, den der Herr geschossen hatte, um die Ecke gebracht! Ich wollte Madame bloß zeigen, daß es mir auf einen Hasen nicht ankommt! Ich habe einen andern gekauft und beim Bäcker nebena braten lassen! Und am nächsten Ersten gehe ich!“

Stolz warf die Hüterin des Herdes den Kopf in den Nacken und verschwand durch die Thür.

Noch hatte das Ehepaar sich nicht von seinem Erstaunen erholt, als wiederum die Hausglocke ertönte.

Wie von einem unsichtbaren Faden gezogen, eilten die Vermählten der Thür zu. Bevor sie jedoch sich noch über das Recht des Vorantritts geeinigt hatten, trat Wilhelmine mit einer zweiten Riesenschüssel ein.

„Der Hausknecht vom „Weißen Hirsche“ hat diesen Hasen gebracht“, meldete sie, zugleich verständnißlos mit dem Kopf schüttelnd — „und Herr Meyer läßt guten Appetit wünschen!“

„Meyer vom weißen Hirsche?“ entfuhr es aus dem Munde der Hausherrin — „Schulze!“

„Ach nein, lieber Engel, ich, ich“, stotterte Herr Naumann, — „ich ich, es ist richtig so, ich hatte ja Deinen Hasen heimlich ausgeführt, um Dir eine Lehre zu geben, weil —“ da zog es wieder an der Hausglocke.

Wilhelmine eilte hinaus. Noch standen die Gatten in namenloser Verblüffung einander gegenüber, da tauchte in der Thürgewand das carmoisinrothe Vollmondgesicht der Köchin auf und wieder ruhte auf ihren fetten Armen eine breite Schüssel, deren Fläche von einem dampfenden Hasenbraten beherrscht wurde.

„Herr Schulze wünscht guten Appetit, und er hätte den Hasen zu dem übrigen Wild geschrieben, das der Herr hat holen lassen!“

Gruppe!

Auf der Naumann'schen Festtafel prangten drei Hasen!

Wir wollen die nun folgenden Erweiterungen als interne Familienangelegenheiten des Naumann'schen Hauses in den Schleier wohlthätigen Schweigens hüllen und nur noch anführen:

erstens: daß Herr Naumann nie wieder von seiner Jagdkarte Gebrauch machte,

zweitens: daß Frau Helene nach der heutigen glänzenden Befestigung ihrer Oberherrschaft dem Gatten volle Absolution gewährte und

drittens: daß Köchin Wilhelmine ihre Rindigung zurücknahm, nachdem sie Erfah ihrer Auslagen erhalten und ihr als Süßopfer zwei der Weihnachtshasen zur beliebigen Verwendung für sich und ihren Majorsbedienten zugewiesen waren.

Notizen.

(Mißverständniß.) Zimmervermietlerin (zu ihrem Manne): „Unter neuer Studiotas scheint furchtbar fleißig zu sein. Ich soll ihn immer Punkt 3 Uhr wecken, damit er nicht zu spät in's Colleg kommt.“ — Mann: „Wertwirdig! So früh gehen doch auch die Professoren nicht zur Universität.“ — In der nächsten Nacht klopfte der Wirth an die Thür. Während schreit der Student: „Wer ist da? Kann man nicht mal ruhig einschlafen?“ — Wirth: „Sie wollten ja gewetzt sein um 3 Uhr?“ — Student: „Blödsinn! Natürlich meinte ich Nachmittags um 3 Uhr.“ — (Rechtfertigung.) Kahlköpfiger: „Ihr Haarwuchsmittel ist gar nichts werth. Seit ich es brauche, gehen mir noch mehr Haare aus.“ — Friseur: „Da haben Sie ja die Wirkung! Woher haben Sie denn sonst die Haare, die Ihnen ausgehen!“

Nach kurzem Gebrauch unentbehrlich als Zahnputz-Mittel.
 PRÄKTISCH AUF REISEN.
35 KR. PER STÜCK
KALODONT SCHÖNHEIT DER ZÄHNE.
 Unübertroffene neue amerikanische Glycerin-Zahn-Crème
 F. A. SARG'S SOHN & CO WIEN
 K.K. HOFLIEFERANTEN.
 Bei allen Apothekern u. Parfumeurs.
 [286] 46-50

Mariazeller Magen-Tropfen,
 vortrefflich wirkend bei allen Krankheiten des Magens.

 Unübertroffen bei Appetitlosigkeit, Schwäche d. Magens, übertriebenem Nüchtern, Säure, saurem Aufstossen, Sodbrennen, Blähung, saurem Stuhl, Magenkrampf, Erbrechen, Bildung von Galle u. Gicht, übermäßiger Schleimproduktion, Gelbsucht, Ekel u. Erbrechen, Kopfschmerz (falls er vom Magen herrührt), Magenstump, Hartlebigkeit oder Verstopfung, Heiserkeit des Magens mit Speiten und Erbrechen, Diarrhoe, Milch-, Leber- und Säureerkrankungen. — Preis 4 fl. sammt Gebrauchsanw. 40 Kr., Doppelpf. 70 Kr. General-Vertrieb durch Apotheker Carl Brad, Kremser (Mähren). Die Mariazeller Magen-Tropfen sind Schutzmarke. Kein Geheimmittel. Die Gebrauchsanweisung ist bei jedem Fläschchen in der Gebrauchsanweisung angegeben. (187) 8-12
Wichtig! Die echten Mariazeller Magen-Tropfen werden vielfach gefälscht und nachgeahmt. — Zum Zeichen der Echtheit muß jede Flasche in einer roten, mit obiger Schutzmarke versehenen Umhüllung gewickelt und bei jeder Flasche beiliegende Gebrauchsanweisung aufgedeckt sein, was vielfach in der Fälschung des F. Quif in Kremser gedruckt ist.

Bekanntmachung.
 Es wird ein **Compagnon, Fachmann,** gesucht für den Betrieb einer Terra-Cotta- und **Ceramische Fabrik,** die an der L. C. I. Eisenhütte Podul-Iloae, bei Jassy, gelegen ist. Dieselbe kann auch für 5 oder 10 Jahre **verpachtet** werden.
 Näheres an den unterfertigten Besitzer:
F. Xenopol, Architect,
 Jassy (Rumänien).
 [1011] 2-6

CHOCOLADE
JORDAN & TIMAEUS
 WIEN-PRAG BODENBACH BUDAPEST.
 unter eigener Firma unter A. Blumenau
ECHTER ENTOELTER CACAO
 VORRÄTHIG IN ALLEN BESSEREN DRUGGEN, SPEZEREI- und DELICATESSEGESCHÄFTEN.
 [817] 10-10

Echt zu haben: **Hermannstadt:** Karl Herzberg, Apoth.; Wilh. Morscher, Apoth.; Karl Müller, Apoth.; August Teutsch, Apoth. — **Broos:** Georg Deák, Apoth.; Josef Graffius, Apoth.; N. Vlad, Apoth. — **Fogaras:** v. Pildner, Apoth.; Hermann, Apoth. — **Freck:** Keszé, Apoth. — **Hätzeg:** Alexander Sternthal, Apoth. — **Hosszufalu:** Gustav Jekelius, Apoth. — **Karlsburg:** Jul. Fröhlich, Apoth. — **Mediasch:** Schuster, Apoth. — **Mühlbach:** Ludwig Binder, Apoth.; J. C. Reinhard, Apoth. — **Nagy-Enyed:** Em. Kovács, Apoth. — **Petrozsény:** G. Gerbert, Apoth. — **Reps:** Eduard Melas, Apoth. — **Reussmarkt:** Chr. Fr. Schimert, Apotheker. — **Szász-Régen:** Emil Wermescher, Apotheker.

Lieferanten für löbl. k. k. Uniformirungs-Anstalten.
 Die **Erste Hermannstädter Riemer-Genossenschaft** empfiehlt sämtliche Gattungen von Riemerwaaren in solidester Ausführung zu den billigsten Preisen, ebenso ihr reichhaltiges Lager von **Caschner- und feiner Feder-Waaren,** geeignet für **Weihnachts- und Neujahrs-Geschenke,** wie: Jagd- und Reise-Utensilien, Koffer, Damen-Arbeitskoffer, Damen- und Schultaschen, Artikel für Touristen, Portemonnais, Bourses, Bistit, Banknoten, Cigarren- und Cigarettentaschen, Taschennecessaires u.
 Große Auswahl in Civil- und vordrucksmäßigen **Officers-Reit-Utensilien,** sowie ihr reichhaltiges Lager von in- und ausländischen **Pferdedecken und Koken.**
 Alle in dieses Fach einschlägigen Artikel und Reparaturen werden prompt, solid und billigst ausgeführt. [988] 6-10
 Hauptgeschüft: **Burgergasse Nr. 23.**
 Niederlage: **Heltauergasse Nr. 45.**
 Lieferanten für löbl. k. k. Uniformirungs-Anstalten.

Moriz Jókai's neuester Roman.
 Seit dem 15. d. Mts. erscheint im **„Pester Lloyd“** die einzig autorisirte Uebersetzung des neuen Jókai'schen Romanes: **„Die Dame mit den Meeräugen“**, eine der brillantesten Erzählungen des bewährten vaterländischen Romanciers.
 Die Administration des „Pester Lloyd“ eröffnete in Folge dessen ein besonderes Abonnement für die Zeit vom 15. December 1888 bis Ende März 1889, und zwar beträgt der Pränumerationspreis für die 3 1/2 Monate mit Postversendung fl. 7.—. Bei separater Versendung des Abendblattes stellt sich der Pränumerationspreis um 1 fl. höher.
 Der „Pester Lloyd“ (Morgen- und Abendblatt) erscheint auch Montag Früh und am Morgen nach einem Feiertage.
 Abonnement mit Postversendung:
 ganzjährlich fl. 24.— | vierteljährlich fl. 6.—
 halbjährlich fl. 12.— | monatlich fl. 2.20
 Mit separater Versendung des Abendblattes 1 fl. vierteljährlich mehr.
 Man pränumerirt außerhalb Budapest mittelst Postanweisung durch alle Postämter.
 Neueintretende Abonnenten erhalten die seit 15. December erschienenen Nummern dieses Romanes auf Verlangen gratis nachgeliefert. [999] 2-2
 Die Administration des „Pester Lloyd“.

Die besten Handharmonikas
 mit 1, 2 und 3 Reihen Tasten,

Orchester-Harmonika mit Stahlstimmen und Lederbälge eigener Erzeugung, sowie alle **Musik-Instrumente,** Violinen, Zithern, Flöten, Clarinetten, Trompeten, Spielwerke, Spielbänke, Mundharmonikas, Decarinen, Becken, Trielons, Vogelwörter, Album mit Musik, Bier- und Weingläser, Damen-Necessaires mit Musik u. von
JOH. N. TRIMMEL,
 Harmonika-Fabrik,
 Wien, VII., Kaiserstrasse 74.
 Preiscontante über Harmonika oder Musik-Instrumente franco. (888) 7-20

Dr. Friedrich Lengiel's Birken-Balsam.

 Schon der vegetabilische Saft allein, welcher aus der Birke fließt, wenn man in den Stamm derselben hineinbohrt, ist seit Menschengedenken als das ausgezeichnetste Schönheitsmittel bekannt; wird aber dieser Saft nach Vorschrift des Erfinders auf chemischem Wege zu einem Balsam bereitet, so gewinnt er erst eine fast wunderbare Wirkung. Bestreicht man Abends das Gesicht oder andere Hautstellen damit, so lösen sich schon am folgenden Morgen fast unmerkliche Schuppen von der Haut, die dadurch blendend weiß und zart wird.
 Dieser Balsam glättet die im Gesicht entstandenen Runzeln und Blatternarben, und gibt ihm eine jugendliche Gesichtsfarbe; der Haut verleiht er Weiße, Zartheit und Frische, entfernt in kürzester Zeit Sommerprossen, Leberflecke, Muttermale, Nasenröthe, Mitesser und alle anderen Unreinheiten der Haut.
 Preis eines Kruges sammt Gebrauchsanweisung fl. 1.50.
 Zu haben in **Hermannstadt** bei Apotheker **W. F. Morscher.** [920] 3

Die Niederlage
 der **Gebrüder Brüenner**
 bei **Carl F. Jickeli,**
 Hermannstadt,
 Eisen-Handlung Kleiner Ring,
 k. ung. Tabak-Großverlag Grosser Ring,
 empfiehlt **Petroleum-Lampen** jeder Art zu mäßigen Preisen.


 [956] 2-2